Gall. g.
835

Gall. g. 835

Skizzen

einer Geschichte

von

Sitten und Gebräuchen

der Franzosen

von

ältesten, bis zu den neuesten Zeiten.

Leipzig, 1790.

Bey Karl Franz Köhler.

44 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Skizzen einer großen Sittengeschichte,

oder

Bruchstücke aus dem großen französischen Werke: Histoire génerale de la Vie privée des François dans tous le Tems et dans toutes les Provinces de la Monarchie.

Es ist bekannt, daß Eicheln die ursprüngliche Nahrung der Gallier waren, daher entstand ihre Ehrfurcht für den Eichelbaum, dem die Druiden und die ganze Nation fast göttliche Ehre erwiesen. In den folgenden Zeiten, lernte man von den Griechen, die Marseille bewohnten, die Kunst den Acker zu bauen, zu besäen und zu ernden. Indessen ist es wahrscheinlich, daß der Anbau des Korns in Gallien, nur langsame Fortschritte machte, da dies Land seit undenklichen Zeiten her mit ungeheuren Wäl-

dern bedeckt war. Die ersten Korn-Magazine der Gallier waren Löcher, unter der Erde gemacht, dahin sie ihre Erndte in Friedenszeiten brachten, theils um sie da aufzubehalten, theils sie auch bey Kriegszeiten für den Nachstellen der Feinde zu sichern. Diese Löcher wurden dann, nachdem man ihnen den Vorrath anvertraut hatte, sehr künstlich wieder zugemacht, und mit Rasen belegt, daher sie auch stets sehr schwer auszuspähen waren. Dieser alte Gebrauch ist noch in einigen Provinzen Frankreichs sehr üblich.

Die Kunst, aus Weizen Brod zu machen, war anfangs den Römern unbekannt; sie nahmen die Körner aus den Aehren, und aßen sie entweder frisch, oder sie rösteten sie leicht, auch warfen sie solche in warmes Wasser, um sie zu erweichen. Nach diesen kam man auf den Einfall sie im Mörser zu stoßen, und lange darauf, erfand man die Handmühlen. Diese waren zu Cäsars Zeiten in Gallien, so wohl in Städten als auf dem Lande gemein. Die Windmühlen kamen erst nach dem ersten Kreuzzug in Europa in Gebrauch, da die Kreuzfahrer diese nüzlichen Maschinen bey denen Sarazenen gesehen

sehen hatten. Die Erfindung der Wassermühlen sind von späterer Zeit. Die Kunst, das Getreide zu mahlen, führte nun auch zur Kunst, das Brod zu backen, welche Erfindung man einem römischen Leibeignen zuschreibt, welcher nebst seiner Freyheit, große Belohnungen erhielt. Rund geschnittene Brode dienten den Gästen bey Schmäusen zu Tellern. Dieser Gebrauch erhielt sich einige Jahrhunderte, und wird noch in der Krönungs-Geschichte Ludwigs des XII. erwähnt. In einer gewissen Provinz Frankreichs sind die Bauern bey Miswachs gezwungen, Heu mahlen zu lassen, um davon Brod zu backen. Auch findet man noch in den alten Mönchsregeln, worinne für gewisse Vergehung die Strafe festgesetzt war, eine Zeitlang Heubrod zu essen.

Fast die meisten, und zugleich die vortreflichsten Früchte erhielt Europa aus Asien. Es ist bekannt, daß der römische Feldherr Lucullus die ersten Kirschen nach unsern Welttheil brachte. Die Apricosen kamen aus Armenien, und wurden durch die Römer in Gallien eingeführt. Die Pfirsiche hat man aus Persien, und die Pflaumen zu Zeiten der Kreuzzüge aus Syrien zu uns gebracht. Die

Granatäpfel, die ursprünglich in Afrika zu Hause waren, brachte man Anfangs nach Rom und Spanien, wo sie dem Königreich Granada den Namen gegeben haben, weil sie daselbst das beste Fortkommen hatten; nach diesen kamen sie nach Frankreich, und von da nach Deutschland. Das Stammland der Citronen ist Medien oder Syrien, von da man sie nach Italien und Spanien verpflanzte; die Kastanien waren zu Sardes in Lydien zu Hause. Die Pistazien kamen zuerst aus Indien, die Mandeln aus Griechenland, und die Nüsse aus dem Königreich Pontus, dem Vaterland des großen Mithridats. Auch die Feigen wurden aus Asien zuerst nach Rom gebracht. Der bey den Atheniensern so hochgeschätzte Olivenbaum kam aus Griechenland nach Italien und Spanien, und endlich nach der Provence und Languedoc.

Alle Geschichtsschreiber sind darinnen einstimmig, daß die Gallier große Liebhaber vom Fleische waren, und daß sie besonders das Schweinefleisch allem übrigen vorzogen. Auch die Franken machten es zu ihrer Hauptnahrung, als sie sich im 7ten Jahrhundert in Gallien

festsetzten. Die Schweine wurden daher nicht nur auf dem Lande genährt, sondern man fand sie auch häufig in Städten. Philip, ein Enkel Ludwig des Dicken, verlohr in Paris sein Leben, weil ein Schwein seinem Pferde zwischen die Beine kam, wodurch dieses scheu wurde, und er herabstürzte; nach der Zeit wurde zwar noch das halten der Schweine in Paris erlaubt, doch durften sie nicht so frey auf die Straßen laufen, sondern mußten in Ställen eingesperrt bleiben.

Im zwölften Jahrhundert trat in Paris eine Gesellschaft von Kaufleuten zusammen, um den Handel zu Wasser zu treiben. Eines der ersten Producte, so sie kommen ließen, waren eingesalzene Heringe, die sie aus der Normandie erhielten. Aus einer Verordnung des Königs Johann siehet man, daß damals Seehunde sind gegessen worden. Zu den Zeiten der Troubadours fing man Wallfische im Mittelländischen Meere, und verspeißte das Fleisch davon. Man hat starke Gründe zu glauben, daß der Hecht ein Alter von 300 Jahren erreichen kann. Ein Engländer hat vor einiger Zeit mit gutem Erfolg, die Erfin-

dung gemacht, daß man die Fische verschneiden, und sie dadurch leckerhafter machen kann.

Es war eine Zeit, da man sich Gewissensscrupel machte, zur Fastenzeit Milch, Butter, Käse und Eyer zu essen. Die Könige von Frankreich Karl V. und Karl VI. erhielten vom Pabst die Erlaubniß, sich dieser Nahrungsmittel zu bedienen. Diese Nachsicht erstrekte sich nachher vom Hofe auch auf die Provinzen. Indessen war die Erlaubniß, Eyer in Fastenzeiten zu essen, schwerer zu erlangen als diejenige, so die Milch, Butter und Käse betraf. Im Jahr 1555 wollte ein Bischof von Paris, der dazu durch eine Bulle des Pabstes Julius des 3ten berechtigt war, den Gebrauch der Eyer in der heiligen Zeit erlauben; allein das Parlament fand ein Aergerniß an solcher Gottlosigkeit, und verhinderte die Vollziehung der Päbstlichen Bulle. Von dieser strengen Enthaltsamkeit der Eyer zur Fastenzeit ist der Gebrauch entstanden, eine große Menge derselben den Tag vor Ostern einsegnen zu lassen, die man dann am Ostertag an seine Freunde unter der Benennung der Ostereyer austheilte. Der König ließ dann selbst nach der großen Messe hohe

Pyra-

Pyramiden von gemalten und vergoldeten Eyern ins königliche Kabinet tragen, die er dann unter seine Hofleute vertheilte. Es sind erst etliche 30 Jahr, daß diese Gewohnheit in Frankreich abgeschaft ist; in Rußland und einigen andern Höfen soll es noch im Gebrauch seyn.

Das Salz war bis zum 14ten Jahrhundert ein Product, womit ein jeder handeln konnte. Philip der Lange und Philip von Valois waren die ersten, die eine, wiewohl sehr geringe, Auflage darauf legten, allein nach der unglücklichen Schlacht bey Poitiers und der Gefangenschaft des Königs Johann, nahm sein Sohn Karl, um die Ranzion seines Vaters zu bezahlen, unter andern außerordentlichen Mitteln, auch seine Zuflucht zu der, wegen seiner Greuel, so berüchtigten Einrichtung der Salztaxe, die unter dem Namen Gabelle bekannt ist, und einen ansehnlichen Theil der königlichen Einkünfte ausmacht. Heinrich II. war es, der sich endlich den Salzhandel ganz allein vorbehielt, und ihn verpachtete.

Die Orientalischen Gewürze, die die Römer kaum in den letzten Zeiten ihrer Hoheit kannten, wurden erst in Frankreich zu den Zeiten der

Kreuzzüge bekannt. Der hohe Preiß derselben, die Seltenheit, die Entfernung der Länder, wo sie her kamen, setzten sie bey uns in große Achtung. Da im Jahre 1163 ein Abt von St. Gilles sich vom König Ludwig dem Jungen eine Gnade zu erbitten willens war, so glaubte er sie desto eher zu erhalten, wenn er ihm einige Spezereyen aus der Levante sendete. Alle noch vorhandenen Manuscripte aus den Zeiten der Kreuzfahrer sind voller Lobeserhebungen des Zimmets, Ingwers, der Muscatnüsse u. s. w. welche die Dichter damals mit den vortreflichsten Wohlgerüchen verglichen. Es war indessen nicht blos Sinnlichkeit, die unsere Vorfahren zum Gebrauch der Orientalischen Gewürze verleitete; da sie gewohnt waren, sich mit schweren Fleische zu nähren, so glaubten sie, durch diese Spezereyen die Verdauung zu befördern. Es sind erst 18 Jahre, daß Herr Poivre den glücklichen Versuch machte, aus der Insel Ceylon Muscat- und Nägeleinbäume zu holen, und nach Isle de France zu verpflanzen; eine Unternehmung, die bisher den besten Erfolg gehabt, und wovon sich die Franzosen die größten Vortheile mit Recht versprechen können.

Der Honig vertrat bey den Alten die Stelle des Zuckers, die Römer gebrauchten ihn zu ihren Backwerk und zu ihren Ragouts, ingleichen zu ihren Getränken, und bey verschiedenen Weinen. Ihre Achtung für den Honig war außerordentlich. Virgil nennt ihn donum coeleste, (Gabe des Himmels). Er war die gewöhnlichste Speiße des Pythagoras. Demokrit rieth ihn allen denjenigen an, so lange leben wollten. Plinius erzählt von einem mehr als hundertjährigen Greise, Namens Vedius Pollio, der eine bewundernswürdige Gesundheit genoß, und voller Kraft bey seinem Alter war. Dieser wurde dem Kaiser Augustus vorgestellt, der ihn frug, welcher Mittel er sich bedient hätte, daß er bey seinem hohen Alter noch so gesund geblieben sey? Seine Antwort war: intus Melle, extra Oleo; innerlich Honig, äußerlich Oel. Der erste Zucker kam aus Arabien nach Europa, allein er wurde blos zur Medizin gebraucht; erst im Jahr 1420 versuchte man ihn zu läutern, allein diese Versuche waren noch sehr unvollkommen, bis es endlich im Jahr 1470 einem Venetianer damit glückte, der ungeheure Summen damit gewann, und seiner Nation einen neuen Handelszweig verschafte.

Ehe die Gallier von den Römern bezwungen wurden, lebten sie nicht viel besser als die Wilden, und ihre Küche war eben so einfach. Gehakte Kräuter gekocht, in hölzernen Näpfen aufgetragen, auf eine Ochsenhaut gestellt, die auf der Erde in den Wäldern ausgebreitet war, Klöße aus dem Mehl der verschiedenen Getreidearten gemacht, und auf Kohlen gebratene Stücken Fleisch, so waren ihre Gastmahle beschaffen, bis sie von den Römern lernten, wie man den Geschmack am besten reitzen könne. Doch litt diese verbesserte gallische Küche einige Veränderungen, durch die feindlichen Einfälle der Visigothen, Gothen, Hunnen, Lombarden, Burgundier und Franken; endlich formirte sich die französische Küche, die sowohl auf die Landesproducte, als auf die fremden Nahrungsmittel gegründet war, die nach und nach durch den Handel eingeführt wurden. Diese Kochkunst verbesserte sich immer mehr und mehr, bis zu den Zeiten Ludwigs des XIV., wo sie sich durch ganz Europa verbreitete, und die französischen Köche an allen Höfen ihr Glück machten. Im Anfang der Regierung Ludwigs des XV. schien aber diese Kunst noch viel zu einfach zu seyn, sie mußte daher einer neuen

Platz machen, die man wirklich chymisch nennen konnte, da sie ganz aus Essenzen und Extracten zusammen gesetzt war.

Lange vor Ludwig XII. war es zu Paris ein besonderes Gewerbe, Schweinefleisch zu verkaufen, und ein anderes, mit Saucen zu handeln, die man nach Hause mit nahm, um die Speisen zu würzen. Selbige Leute führten den Namen Saucenmacher, und wurden im Jahr 1514 in eine Zunft zusammen verbunden. Die Köche damahliger Zeit suchten sich einen Namen durch wunderliche Zubereitungen der Speisen zu machen, als: am Spieß gebratene Butter und Eyer ꝛc. Bey Gastmählern bereitete man viele Gerichte nach der Weise fremder Nationen, z. B. den Hecht auf deutsche, die Eyer auf florentinische, und die Rebhüner auf katalonische Art; sogar der Türkische Pilnu wurde nicht vergessen.

Der Wein ward aus Asien nach Griechenland, und von da nach Italien gebracht. Nach dem Plutarch lernten ihn die Gallier zuerst von einem verbannten Toskaner kennen, der sie dadurch anreitzen wollte, sein Vaterland zu erobern. Plinius sagt, daß ein Schwei-

zer,

zer, nachdem er sich einige Jahre in Italien aufgehalten hatte, zuerst auf den Einfall kam, einen vortheilhaften Handel mit italienischen Wein zu machen, wenn er selbigen nach Gallien brächte. Indessen tranken die Einwohner von Marseille schon lange vorher Wein, ehe ihn die andern Bewohner Galliens kannten. Er wuchs sogar auf ihrem Gebiet. Weiter erstrekte sich damals der Weinbau nicht. Nur erst nach der Ankunft des Fabius Maximus mit dem Beinamen der Allobroger, der einen Theil von Gallien eroberte, geschahe es, daß auf seinem Befehl, Weinstöcke in dem Narbonesischen Gallien gepflanzt wurden. Cäsar redet von den Weinen der Provence, des Delphinats, von Languedoc und Auvergne; er sezt als eine besondere Merkwürdigkeit hinzu, daß man in Gallien die italienischen, und in Italien die gallischen Weine vorzüglich schätze. Auch erwähnte er einer Art von Trauben aus der Gegend von Vienne, die einen Schotengeschmack hatten. Dieser Wein war noch vor 100 Jahren im Delphinat bekannt, und führte den Namen Vin de Violette. Die Verfälschung des Weins ward schon den alten Galliern vorgeworfen, auch werden die Marseillaner

damit

damit schon vom Martial in seinen Epigrammen beschuldigt.

Der Kaiser Domitian, dessen Denkungsart so sonderbar, als sein Karacter barbarisch war, bildete sich ein, daß der Kornbau, sowohl für Gallien, als dem übrigen Reiche überhaupt, nützlicher als der Weinbau seyn müsse, er befahl daher, alle Weinstöcke auszurotten. Diese Verordnung ward auch ganzer zwey hundert Jahre lang beobachtet; aber in dem dritten Jahrhundert stellte der weise Probus den Frieden und die Weinberge in Gallien wieder her. Die Pariser Weine waren damals vortreflich, wie der Kaiser Julian bezeugt. Die Franken, weit entfernt, den Weinbau zu verhindern, trugen vielmehr Sorge, die Weinstöcke zu vermehren, wie sie Gallien erobert hatten. Karl der Große nutzte damit seine Krongüter, und von diesem Fürsten an, bis zum 16ten Jahrhundert, sind alle Verordnungen der französischen Könige dem Weinbau günstig gewesen. Vom 9ten Jahrhundert an, kam der Burgunder Wein in Ruf, und wurde größtentheils nach Deutschland versendet, den Moselwein hingegen kauften die Friesländer. Zu den Zeiten des Philip

Augusts

Augusts wurden schon viele französische Weine nach England versendet.

Froissard erzählt, daß im Jahr 1372 eine Kaufmanns Flotte von 200 Seegeln aus England nach Bourdeaux ging, um Wein zu holen. Dieser vortheilhafte Handel währte bis 1577, da Karl der 9te wieder dem Domitianischen Grundsatz folgte, und einen Theil der Weinstöcke in Guienne ausrotten ließ. Die Erfinder der Weinfässer waren die Cisalpinischen Gallier. Die Römer kannten vorher diese nüzlichen Gefäße nicht, sondern bewahrten den Wein in großen irdnen Töpfen auf, oder in Schläuchen, die aus Thierhäuten, (gewöhnlich von Böcken) gemacht waren, die dem Getränke oft einen unangenehmen Geschmack mittheilten.

In den Ländern, wo der Wein im Ueberfluß war, ließ man oft gemauerte Cisternen in die Erde machen, die mit Wein angefüllt wurden. Aus diesen großen Behältern wurden gewisse lederne Flaschen gefüllt, welche die Diener hinter ihren Herren hertrugen und an ihre Sättel hingen. Eine Verordnung des 13ten Jahrhunderts, legt den Lohgerbern von Amiens auf, zwey große Felle zu Weinen für die

bischöf-

bischöflichen Vasallen zu liefern, wenn sie aufgeboten würden. Ingleichen sollten die Schlächter Fett, zum einschmieren dieser Schläuche hergeben, damit der Wein nicht herausliefe. Der Groß-Flaschenbewahrer von Frankreich (Grand Bouteiller de France) war eine der vornehmsten Personen im Staat. Er hatte das Recht, sich des großen Weinbehälters zu bedienen, und die Wirthshäuser im Königreich standen unter seiner Aufsicht. Aus dieser Bedienung, ist hernach die Ober-Kellermeisterstelle, obgleich mit weit geringern Vorrechten, entstanden, der nämliche Mißbrauch der Gewalt, der den Adel dahin brachte, sich allein der Mühlen und Backöfen anzumaßen, führte auch das ausschließende Vorrecht ein, eine Zeitlang blos ihre Weine allein zu verkaufen; nachher war es erst ihren Vasallen und Bauern erlaubt. Dieses Privilegium wurde dem Adel in einigen Provinzen von Ludwig dem 14ten bestätigt.

Die Weinlese war bey den Griechen und Römern sowohl als auch bey den Galliern eine Zeit der Feste, und der Fröhlichkeit. Die natürliche Munterkeit der Franzosen ward noch durch den Gebrauch der Weine vermehrt, und

die Trinklieder, bey diesen fröhlichen Bachanalien, wurden gewöhnlich das erstemal zur Zeit der Weinlese gesungen, und von da kamen sie in die Wirthshäuser, die noch im vorigen Jahrhundert von den vornehmsten Standspersonen besucht wurden.

Vor hundert Jahren geschah kein Kauf, ohne daß ein besondres Weingeld (pot de Vin) dabey ausgesetzt wurde. Dasjenige was man bey Kindtaufen und Trauungen denen Priestern gab, hieß Pfarrerwein (Vin du Curé); die Geschenke, die die Braut vor der Hochzeit erhielt, Hochzeitwein (Vin de Noce); was die Clienten den Gerichtsschreibern gaben, hieß Vin de Clerc u. s. w. Eine alte Urkunde vom berühmten Abt Suger, Regenten des Königreiches unter Ludwig dem jungen, setzt der Kollegialkirche von St. Paul, eine Rente von 10 Stüber, und ein Maaß Wein aus. Dieses ist, sagt er, damit die Domherren Gott, und dem heiligen Paul mit mehr Gottesfurcht und Munterkeit dienen mögen.

Im vorigen Jahrhundert entstand eine große Streitigkeit, über die Eigenschaften und Vorzüge des Burgunder und Champagner Weins.

Die

Die Ursache war ein von den medizinischen Schulen zu Paris behaupteter Satz, der den Wein von Beaune, in Burgund, als das angenehmste und gesundeste aller Getränke anpriess. Damals liess man diese Behauptung gelten, da seit dem 13ten Jahrhundert die Beaunischen Weine in grossem Ruf standen, wie auch der Brief des Petrarch an Pabst Urban V. beweisst, wo dieser Dichter dem heiligen Vater schreibt, dass man sich nicht über den langen Aufenthalt der Kardinäle zu Avignon und ihre geringen Neigungen nach Italien zurück zu kehren wundern müsse, weil sie daselbst keinen Wein aus Beaune finden würden. Vierzig Jahre nach obiger Behauptung, ging man in besagten Schulen noch weiter, man räumte da nicht allein dem Burgunder Wein seine Vorzüge vor dem Champagner ein, sondern man beschuldigte auch letzteren, dass er die Nerven reize, die Säfte in Gährung setze, und die Gicht verursache. Diese Meynung ward von dem ersten Leibarzt Ludwig XIV. Fayon bekräftigt, der dem König den Champagner Wein verboten hatte. Hierüber wurden die Champagner aufgebracht, und griffen die Burgunder an; man schrieb von allen Seiten. Die ersteren

führten unter andern Beweisen an, daß im 16ten Jahrhundert der Wein von Ay, in der Provinz Champagne, in so großem Ruf stand, daß Kaiser Karl V. Pabst Leo X. und die Könige Franz. I. und Heinrich VIII. König von England diesen Wein für einen wahren Nektar ansahen, und jeder dieser großen Monarchen zu Ay einen Weinberg sich gekauft hatte, wo sie einen Weinbauer sich unterhielten, der ihnen alle Jahre einen Vorrath von diesem vortreflichen Wein schicken mußte. Die Mode, den Champagnerwein schäumend zu machen, ist nicht älter als etwas über hundert Jahr, und es ist kaum zwanzig, daß sie in Frankreich aufgehört hat. Die Spuren dieses Gebrauchs sind nur noch in Trinkliedern übrig, wo der Champagnerschaum besungen ist.

Die Kunst, gebrannte Wasser zu verfertigen, wurde lange für ein Geheimniß gehalten; man schriebe dem Brandewein große Eigenschaften zu. Arnaud von Villaneuve, ein berühmter Arzt, der auch für einen großen Alchymisten galt, und im Jahr 1313 starb, spricht davon mit vielem Lobe. „Wer würde es geglaubt haben, spricht „er, daß man aus dem Wein, durch chymische

„Pro-

„Prozeduren, einen Liquor ziehen konnte, der „weder die Farbe des Weins, noch seine ge„wöhnliche Würkung hat?“ Dieses Weinwasser wird von einigen Lebenswasser genannt und dieses mit Recht, weil es wirklich ein Wasser der Unsterblichkeit ist. Es verlängert die Lebenstage, zerstreut die überflüßigen Säfte, stärkt das Herz und unterhält die Jugend. Sowohl allein als in Verbindung mit andern Arzneymitteln, heilt es die Kolik, Wassersucht und Gicht, auch schmelzt es den Stein u. s. w. Dieser Meynung waren auch damals andere berühmte Aerzte, allein es währte nicht lange, so hörte man in Frankreich auf, den Brandewein als eine Arzney zu betrachten, man sah bald, daß es ein angenehmes Getränk sey, und einen vortheilhaften Zweig des Handels abgäbe, worin man sich auch nicht irrete.

Ehe die Gallier den Wein kennen lernten, bedienten sie sich eines starken und berauschenden Getränks, das aus wilden Honig gemacht, und eine Art von Meth war, wozu denn die unzählichen Bienenschwärme, womit die großen Wälder in Gallien angefüllt waren, eine erstaunliche Menge Honig verschaften. Gegen

dem 15ten Jahrhundert, nachdem die Hausbienen den Platz der wilden eingenommen hatten, und durch den Ueberfluß des Weins, der Gebrauch dieses Getränks verringert wurde, erfand man einen Weinmeth. Auch das Bier war ein Getränk der alten Gallier. Plinius bezeugt, daß sie es zu seiner Zeit tranken, wobey er hinzufügt, daß sie das Geheimniß besessen hätten, es Jahre lang zu erhalten. Diodor aus Sizilien erwähnt, daß die Egyptier zwey Arten von Bier hatten, ein starkes, das sie Ziches, und ein süßes, das sie Curmi nannten. Die Gallier behielten diese Abtheilung bey, die sie vermuthlich von den Marseillanern gelernt hatten; sehr starkes Bier hatte den Namen Zitu, und das süße Cerevisia. Der Kaiser Julian liebte das Bier nicht. Es giebt noch ein griechisches Sinngedicht von ihm, wo er, indem er vom Bier redet, sich folgendermaßen ausdrückt: „Wer bist du? Nein, du bist nicht „der wahre Bachus: der Sohn des Jupiters „hat einen so süßen Odem wie der Nektar, und „der deinige ist wie von einem Bock“ —

Der Cyder oder Apfelmost, wurde in Africa erfunden, und von den Biskayern, die dahin han-

handelten, in ihr Vaterland eingeführt. Von ihnen lernten hernach die Normänner den Gebrauch dieses Getränks. Die Erfindung des Biermosts aber kommt ursprünglich aus der Normandie. Fortunatus erzählt in dem Leben der heiligen Radegenda, Königin von Frankreich, die, nachdem sie Wittwe geworden, ein sehr busfertiges Leben führte, daß diese Prinzessin kein anderes Getränke zu sich nahm, als Wasser und Biermost, der damals blos von Armen getrunken wurde.

Der Kaffee hat seinen Ursprung aus Arabien oder Ethiopien, und wurde erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Holländern und Engländern aus der Levante nach Europa gebracht. Im Jahr 1644 ward er zuerst in Marseille bekannt. Der berühmte Reisende Thevenot brachte bey seiner Zurückkunft aus dem Orient 1658 eine Menge Kaffeebohnen mit sich, womit er seine Freunde beschenkte. Endlich kam im Jahr 1669. ein türkischer Gesander Namens Soliman Aga nach Frankreich, der den Parisern wegen seines Witzes und seiner Galanterie, die man einem Türken gar nicht zugetraut hatte, sehr gefiel, daher man auch ihm zu

gefallen den Kaffee kostete, den er nach seiner Landessitte den Damen austheilte. Die Neuheit schafte diesem Getränk Anhänger, und man ließ bald Kaffee aus der Levante holen, und trank ihn auf türkische Manier zubereitet, wobey man sich der Porzellantassen und Servietten von Moßelin mit goldnen Borden besetzt bediente. Diese Mode ging von den Privathäusern zu den Kaffeeladen. Ein Armenianer, Namens Paschal, legte 1672 eine Kaffeebude in Paris an, womit er ein großes Vermögen erwarb, allein seinem Nachfolger wollte es nicht glücken; bis endlich im Anfang dieses Jahrhunderts, Procope, ein Sizilier, den Ruhm der Kaffeebuden wieder herstellte.

Die seinige war prächtig ausgeziert, wodurch er die beste Gesellschaft in Paris an sich zog. Außer dem Kaffee bediente er auch seine Gäste mit Thee, Chokolade und allen warmen Getränken. Sein Kaffeehaus war noch vor dreißig Jahren der Sammelplatz aller Schauspielliebhaber, und der Tummelort aller gelehrten Kriege. Die Mode, Kaffeehäuser zu besuchen, that denen Wirthshäusern in Paris großen Abbruch. Denn im Anfang kamen die angesehnsten Personen

nen dahin, allein jetzo werden die Kaffeehäuser von gemeinen Leuten und Fremden besucht.

Die Nachrichten von den Gebräuchen der Gallier und Franken bey ihren Mahlzeiten und Festen, findet man beym Diodor aus Sizilien, Strabo und Athenäus, welcher letztere den Posidonius anführt. Die Celten, sagt Athenäus, essen auf der Erde auf Heu, und haben sehr niedrige hölzerne Tische vor sich. Ihre Nahrung ist wenig Brod, aber viel Fleisch, sowohl gekocht, gebraten und geröstet. Diese Speisen sind auf eine sehr reinliche und appetitliche Art zugerichtet, aber sie essen sie auf eine sehr unsaubere, packen mit den Händen ganze Stücken Fleisch an, und zerreissen es mit den Zähnen wie die Löwen. Geht es manchmal auf diese Weise nicht auseinander, so schneiden sie es mit einem kleinen bey sich tragenden Messer entzwey. Ihre Flüße und die zwey Meere, welche ihr Land umgeben, verschaffen ihnen auch Fische, die sie mit Salz und Essig würzen; sie bedienen sich des Oels wenig, weil es sehr selten bey ihnen ist, und sie nicht sehr lieben, was sie nicht auf eine leichte Weise haben können. In alle ihr Getränke mischen sie Kümmel. Wenn sie bey

Tische in gewisser Anzahl versammelt sind, so haben sie den Gebrauch, sich in die Runde zu setzen. In der Mitte ist die Ehrenstelle, allwo derjenige von der Gesellschaft Platz nimmt, der durch seine Reichthümer, Tapferkeit oder Geburt der angesehenste ist. Neben ihm setzt sich der Herr des Hauses, und dann die andern Gäste nach Rang und Würden. Hinter ihnen stehen die Krieger, die während der ganzen Mahlzeit ihre Schilder in Händen halten. Vor ihnen befinden sich andere mit Lanzen bewafnet, so aber sitzen. Alle werden so wie ihre Herren bewirthet. Das Getränk der Reichen ist Wein, den sie aus Italien oder aus der Gegend von Marseille bekommen, und dessen sie sich auf folgende Art bedienen. Der Bediente, dessen Amt es ist, bringt in jeder Hand ein irdenes oder silbernes Gefäß, das einem Kessel ähnlich, und mit Wein angefüllt ist, woraus ein jeder schöpft; man trinkt wenig auf einmahl, aber oft, und zwar den Wein lauter, und selten mit Wasser vermischt. Die Schüsseln, worin das Fleisch liegt, sind von der Materie der Trinkgeschirre, indeß haben sie auch welche von Kupfer, und andere brauchen anstatt der Schüsseln, von Weiden geflochtene Körbe.

Alle Geschichtschreiber erzählen, daß die Gallier bey ihren Gastmahlen, anstatt der Becher, sich der Hirnschalen der im Kriege erschlagenen Feinde bedienten. Aber sie brauchten auch hierzu die Hirnschädel ihrer Väter, Brüder und Freunde. Sie betrachteten dieses als eine religiöse Ceremonie, wodurch sie öffentlich ihre Ehrfurcht für Personen zeigen wollten, die ihnen so lieb gewesen wären, und um sich ihre Freunde wieder ins Gedächtniß zu bringen. Bisweilen bedienten sie sich auch einer andern Art von Becher, worauf sie einen großen Preiß setzten. Dieses war das Horn eines **Urus**, eine Art sehr wilder Stiere, von unglaublicher Stärke und Behendigkeit, die man in den gallischen Wäldern nicht ohne die größte Gefahr angreifen konnte. Da nun dieses Horn der Preiß der Tapferkeit und Unerschrockenheit war, so brauchte es allemal derjenige, der eins dieser schrecklichen Thiere erlegt hatte, zum Trinkgeschirr und präsentirte es seinen Gästen, um in der Runde herum zu trinken. Karl der Große liebte diese Urusjagd, die ihm eines Tages bald das Leben kostete; das Thier hatte ihm mit seinen Hörnern schon die Stiefeln zerrissen, und ihn am Beine verwundet. Die Race dieser

Thiere

Thiere ist nunmehr in den französischen Wäldern ausgegangen. Allein die Gewohnheit, aus dergleichen Hörnern zu trinken, blieb bis zum 13ten Jahrhundert.

Die Galanterie dieser Zeiten hatte einen andern Gebrauch eingeführt, nämlich die Gäste zu paaren, eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, wobey jedes Paar eine gemeinschaftliche Schüssel und Trinkgeschirr bekam. Bey gewöhnlichen Mahlzeiten, diente ein gemeinschaftlicher Becher für die ganze Familie. Die heilige Verlande, wurde von ihrem Vater enterbt, weil sie unter dem Vorwand, daß er aussätzig sey, seinen Becher gewaschen hatte, ehe sie sich dessen bediente. Das Berauschen hielt man für gesund. Arnaud von Villeneuve untersucht in seinem Tractat von den Gesundheitsregeln sehr ernsthaft die Vortheile dieses Gebrauchs. Zu diesem Vorurtheil kam noch, daß man sich eine Art von Ehre daraus machte, mehr Wein als andere trinken zu können, ohne ganz besoffen zu seyn. Wenn man diesen bachanalischen Angriffen ausweichen wollte, durfte man sich nur einen Champion wählen, der, wie bey gerichtlichen Zweykämpfen, die Ausforderung

derung für den Nichttrinker annahm, auf dessen Rechnung auch der Sieg oder Niederlage geschrieben wurde.

Zu der Zeit, da Gallien noch in der Barbarey versunken war, und die Franken, so wild wie die alten Celten, noch die deutschen Wälder bewohnten, war die Zeit ihrer Mahlzeiten wohl nicht regelmäßig bestimmt. Da sie keinen Ackerbau betrieben, sondern ihre Zeit nur mit jagen, oder auf ihren Feind zu lauren, zubrachten, so war ihre vornehmste Mahlzeit des Abends. Vielleicht nahmen sie des Morgens leichte Nahrungsmittel zu sich, um mehr Kräfte zu bekommen. Nachdem die Römer Gallien erobert hatten, so führten sie auch ihre Gebräuche daselbst ein. Die Hauptmahlzeiten wurden dann des Abends kurz vor Sonnenuntergang gehalten, und wenn sie aufstunden, so wurde gefrühstückt. Die Einführung des Christenthums, und die Eroberung der Franken, machten keine Abänderung in dieser Gewohnheit. Die Kirchenfasten ließen die Abendmahlzeiten unangetastet, denn die Verordnungen verboten nur etwas des Vormittags zu sich zu nehmen.

Nach

Nach und nach wurde das Mittagessen eingeführt. Im 14ten Jahrhundert speiste man um zehn, und ein Jahrhundert später um eilf Uhr zu Mittage, ein Gebrauch, der sich noch in den Klöstern, und auf dem Lande erhalten hat. Im 16ten und im Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde um 12 Uhr in den besten Häusern gegessen, selbst Ludwig XIV. hielt beständig um diese Zeit Mittag. Da dieses die Courzeit war, so mußten die Hofleute später essen. Im Anfang dieses Jahrhunderts war ein Uhr die Mittagsstunde der feinen Welt, und in denen gemeinen Bürgerhäusern aß man um zwölf. Es ist kaum über 30 Jahr, daß zwey Uhr die späteste Mittagszeit in Paris war; jetzo ist es schon drey Uhr. Das Abendessen ist diesen Abstufungen gefolgt; man hat um fünf, sechs, sieben, acht und neun Uhr gegessen, jetzo wird aber selten vor zehn Uhr zu Tische gegangen.

Die Gewohnheit, bey Tische Gesundheiten zu trinken, war bey den Römern eine gottesdienstliche Ceremonie, und bey den ersten Christen eine Art von Ehrfurcht, die man gegen Todte, und für Heilige hatte. Diese Gewohnheit, lustig bey der Tafel aufs Wohl der Anwesenden zu

trin=

trinken, kam durch die nordischen Völker nach Frankreich, ist aber nunmehr in allen guten Gesellschaften auf Kosten der Aufgereimtheit, meist aufgehoben worden.

Die Kunst, bey der Tafel mit Fertigkeit vorzuschneiden, gab zu dem alten Posten eines Groß-Vorschneiders Gelegenheit, der einer der großen Kronbeamten war. Ueberdies war es eine Ehre, Königen vorzuschneiden, die sehr begierig bey Gastmählern gesucht wurde. Joinville erzählt von einem Fest, wo König Ludwig der Heilige und der König von Navarra gegenwärtig waren, daß der Graf von Soissons dem König Ludwig, und er Joinville, dem König von Navarra vorschnitten.

Oft wurden die großen Mahlzeiten durch Zeitvertreibe und Schauspiele mancher Art unterbrochen; gewöhnlich waren es Pantomimen und Gaukelspiele. Man hielt es für so nothwendig, sich während dem Essen mit etwas anderm zu beschäftigen, daß in den Speisezimmern der Mönche, bey den Tafeln der Prälaten, ja selbst bey den Tafeln der Könige, Karls des Großen und Ludwig des Heiligen, beständig erbauliche und lehrreiche Bücher vorgelesen

wurden.

wurden. Bey großen Gastmählern wurde auch gesungen, wobey die Troubadours zu ihrer Zeit eine große Rolle spielten, sie sangen und spielten die Harfe. Unter den jährlichen Festen, die von sehr alten Ursprung, und bey dem gemeinen Volk noch im Gebrauch sind, gehört das Fest der heiligen drey Könige, wo in der Gesellschaft einer zum König, vermittelst einer Bohne erwählt wird, die in einem Kuchen versteckt ist. Dieser Gebrauch kommt noch aus dem Heidenthum, und wurde als unschuldig von den Aposteln geduldet; nur erst im vorigen Jahrhundert wurde er von scrupulösen Andächtlern angegriffen, aber jetzt läßt man dem Volk seinen Königskuchen ruhig verzehren.

Alle Geschichtschreiber stimmen überein, daß die Gallier große Esser waren. Auch die Franken hatten diese Eigenschaft. Unter den ersten Königen wurde bey denen Mahlzeiten die nehmliche Ordnung beobachtet, die die Römer eingeführt hatten; den Anfang machten Gemüße, theils roh, theils in Salaten, um den Appetit zu reitzen, auch fing man an mit Weintrinken, und aß Eyer dazu. Der zwote Gang bestand ganz aus Fleischspeisen, die in Pyramiden auf-

getischt wurden. Das Schweinefleisch hatte hierbey den ersten Rang. Beym letzten Gange trug man Backwerk und Früchte auf. Karl der Große, der in seiner Lebensart sehr mäßig war, ließ sich nur vier Speisen und eine Schüssel Wildpret auftischen. Unter der Regierung Ludwig des Heiligen und seines Enkels, Philip des Schönen, fing man an die Gänge in Gerichten und Zwischengerichten (Mets et entremets) abzutheilen. Philip, um den Luxus bey der Tafel einzuschränken, verbot, daß Niemand bey einer gewöhnlichen Mahlzeit, mehr als ein Gericht und ein Zwischengericht, und bey außerordentlichen mehr als zwey Gerichte mit einer Speck-Potage haben sollte.

Die Pracht bey den königlichen Gastmählern war zu allen Zeiten groß. Man lieset in der Kronik des Alberiks von einem prächtigen Feste, das bey der Vermählung Roberts, einem Sohne Ludwig des Heiligen, mit Mahaut, Gräfin von Artois und Tochter des Herzogs von Brabant, im Jahr 1237 gegeben wurde, wo man die niedlichsten Speisen auftrug, und die vornehmen Gäste während der Mahlzeit mit sonderbaren Schauspielen unterhielt. Man sahe

einen Mann zu Pferde auf einem ausgespannten Seil reuten, an den vier Ecken des Saals befanden sich Spielleute, die auf mit Scharlach bedeckten Ochsen ritten, und bey jedem Aufsatz von Speisen auf Waldhörnern bliesen. Bey solchen Gelegenheiten ließ man auch Hunde in den Saal, man sah Affen auf Ziegenböcken reuten, welche die Harfe spielten. Alle diese Ergötzlichkeiten, die bey dergleichen Festen gewöhnlich waren, und in Zwischenzeiten statt hatten, nannte man Zwischenspiele (entremets). Der König von Frankreich Karl V. gab 1378 dem Kaiser Karl IV. seinem Onkel ein Gastmahl, bey welchem (nach der noch im Manuscript befindlichen Kronik des Nangis) zwey Zwischenspiele gesehen wurden, die Gottfrieds von Bouillons Eroberung von Jerusalem vorstellten. Der Kronikschreiber macht eine umständliche Beschreibung dieses Maschinenschauspiels, welches in der That sehr schön gewesen seyn muß.

Bey der Vermählung der Isabelle von Bayern mit König Karl IX. sahe man ein Zwischenschauspiel, welches die Eroberung von Troja durch die Griechen vorstellte.

Aber

Aber das sonderbarste dieser Intermezzos, sowohl wegen der Pracht, als des Lächerlichen, war ohne Zweifel dasjenige, das in den Memoiren des Olivier de la Marche erzählt wird, und das zu Lille in Flandern 1453 von Philip dem Guten, Herzog von Burgund gegeben wurde. Olivier sagt hierüber Dinge, die man sich schämen muß anzuführen; indessen war das Banquet doch zu außerordentlich, um nicht davon eine nähere Idee zu geben. Die Gelegenheit hierzu war merkwürdig. Der Sultan Mahomed II. machte Zurüstungen, Konstantinopel zu erobern; der griechische Kaiser hatte deshalb alle christliche Fürsten um Hülfe gebeten, und sich auch an den Herzog von Burgund gewandt. Dieser Fürst, der zwar durch diesen Schritt sehr geschmeichelt wurde, dessen Kräfte aber zu schwach waren, etwas hinreichendes zu thun, wollte wenigstens bey seiner Antwort auf dieses Gesuch seine Pracht und Größe zeigen. Es schien als wenn er selbst einen Kreuzzug unternehmen wollte; er versammlete seine Generals, und alle seine hohen Vasallen, in einen ungeheuren Saal, allwo drey Tafeln zubereitet waren. Auf der mittelsten, woran der Herzog saß, und die die Form eines

Hufeisens hatte, befanden sich vier Entremets, oder vier historische Maschinen. Eine stellte eine Kirche, und eine andere wieder ein Schiff vor. Auf der zweyten sahe man eine Maschine in Form einer Pastete, die mit Musicanten angefüllt war; die andern Stücke waren allegorisch, und alle sehr außerordentlich. Die dritte Tafel war kleiner wie die beyden andern, und hatte nur drey Maschinen zum Aufsatz. In einem andern Theil des Saals war der Schenktisch, der mit einer erstaunlichen Menge goldner und silberner Gefäße bedeckt war, und auch Maschinen hatte. Am Ende des Saals, dem Herzog gegen über, hatte man ein Theater errichtet, worauf ein Drama gespielt wurde, der Inhalt war Jasons Eroberung des goldnen Vließes. Am Ende dieser Vorstellung sahe man einen Riesen mit einem Turban auf dem Haupte herein kommen, der einen Elephanten führte; dieses Thier trug einen Thurm, worin sich ein geschleiertes Frauenzimmer befand, die die christliche Kirche vorstellte. Sie sang eine Arie, und deklamirte eine Klage in Versen an den Herzog, um ihn zu vermögen, den Christen gegen die barbarischen Muselmänner beyzustehen. Nachdem der Herzog sie gnädig angehöret hatte,

ließ

ließ er den Herold des goldnen Vließes hereinkommen, und reichte den Arm einer schönen jungen Dame, seiner natürlichen Tochter, die eine Schüssel trug, worin ein Fasan mit vergoldeten Schnabel und Füßen lag. Auf diesem Vogel that der Herzog nebst seinen Rittern folgendes Gelübde: „Ich gelobe zu Gott, der glorwürdigsten Jungfrau seiner Mutter, hernach den Damen und dem Fasan, daß, wenn der König von Frankreich mein Herr, oder andere christliche Fürsten, gegen den Türken zu kreuzen willens sind, ich ihnen folgen, und sie begleiten werde; ja ich will selber gegen den Sultan, Mann für Mann kämpfen, wenn es dieser zufrieden ist.“ Nach diesem thaten alle gegenwärtige Fürsten und Herren auf dem Vogel noch besondere und ausschweifendere Gelübde; einige gelobten sich nicht bey Tage zu setzen, andere, keinen Wein zu trinken, bis sie auf die Ungläubigen getroffen, und selbige geschlagen hätten; andere die Mahomeds Fahne niederzuwerfen, oder nicht nach Europa zurückzukehren, wenn sie nicht eine Menge Türken als Kriegsgefangne aufweisen könnten.

Es ist wahrscheinlich, daß bey dieser Gelegenheit das Fasanengelübde zum letztenmal abgelegt wurde, eine lächerliche Ceremonie, so lange Zeit sich im Gebrauch erhalten hatte. Uebrigens war es nicht nöthig, diese unbesonnenen Gelübde zu beobachten. Der Herzog legte große Auflagen auf seine Unterthanen, unter dem Vorwand dieses Kreuzzuges, der aber nicht vor sich ging, denn man erfuhr bald, daß Mahomed II. die Stadt Konstantinopel erobert, und dem griechischen Kaiserthum ein Ende gemacht habe.

Vor Ankunft der Römer bedienten sich die Gallier irdener Töpfe und Gefäße. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß eine so kriegerische und herumschwärmende Nation den Gebrauch so gebrechlicher Geschirre lange Zeit beybehalten habe. Die eisernen Kessel kamen an ihre Stelle. Man wurde aber die Ungemächlichkeit inne, die auch diese verursachten; das Eisen wurde daher zu Rosten, Bratspießen, Oefen u. s. w. gebraucht, allein zu Kesseln, und Kastrolen nahm man das Kupfer. Gallien hat dieses Metall in seinen Bergwerken überflüßig. Plinius der Naturkündiger berichtet uns, daß zu den Zeiten des Kaiser August, das gallische Kupfer in

Rom

Rom bekannt wurde, und daß man es seiner Gemahlin Livie zu Ehren, Livisches Kupfer nannte. Er spricht auch von Verzinnungen, die damals gebräuchlich waren, und die wie heut zu Tage aus Kupfer und Bley bestanden, wobey er zu verstehen giebt, daß es sowohl zur Zierde als Gesundheit erfunden worden wäre, denn er fügt hinzu, daß die Verzinnung das Innere der Gefäße so glänzend machte, daß sie Silber zu seyn schienen, und daß die Gallier die Gefäße und das Geschirr ihrer Pferde verzinnten.

In den ältesten Zeiten hielt dieses Volk ihre Mahlzeiten, indem sie dabey auf Heubündeln saßen, bis sie von den Römern lernten auf Betten liegend zu essen, aber dieser Gebrauch erhielt sich nicht lange, denn unter der ersten Reihe von Königen die sie hatten, bediente man sich schon der Stühle, die anfangs aus bloßen Holz waren, allein zur Bequemlichkeit Kissen hatten. Es wird oft in den Kroniken von großen Hofbedienten gesprochen, deren Amt es war, die königlichen und fürstlichen Stühle mit Kissen zu belegen. Die Tische, die vormals niedrig waren, wurden nunmehro hoch gemacht; sie waren lange Zeit bloß, nur daß sie oft geglättet wurden,

ein Gebrauch, der sich noch in den meisten Mönchsklöstern erhalten hat; nachher wurden sie mit ledernen Tapeten bedeckt, die endlich denen Tischtüchern den Platz lassen mußten. Die ersten Servietten wurden zu Rheims verfertigt; vorhero trocknete man sich die Hände an groben wollenen Zeugen. Da Karl VII. zu Rheims gekrönt wurde, beschenkte ihn die Stadt mit Servietten; ein gleiches Geschenk erhielt Kaiser Karl V. als er durch Frankreich reiste. Montagne erzählt uns, daß erst zu seiner Zeit der Gebrauch der Servietten allgemein worden wäre. Sonst war es Rittersitte, durch einen Waffenherold das Tischtuch unter gewissen Ceremonien vor einem Ritter entzwey schneiden zu lassen, den man beschimpfen wollte, wobey zugleich sein Brod umgekehrt wurde. Der Ritter mußte hernach seine Schande wieder gut machen, oder seine Unschuld beweisen. Ein Beyspiel dieses sonderbaren Gebrauchs findet man in der Geschichte König Karls des VI. Wilhelm von Hoinout, Graf von Ostrevan speißte eines Tages an der Tafel dieses Monarchen, als der Herold auf einmahl erschien, und das Tischtuch vor ihm zerschnitt, indem er sagte, daß ein Fürst, der keine Waffen trüge, nicht

werth

werth sey an der Tafel eines Königs zu speißen. Wilhelm, erstaunt, antwortete, daß er ja so gut wie die andern Ritter Schild und Lanze trüge. „Nein, gnädiger Herr, das kann nicht seyn,“ antwortete ihm hierauf der älteste Herold; „ihr wißt, daß euer Groß-Onkel durch die Frießländer getödet wurde, und daß sein Tod bis auf diesen Augenblick ungestraft geblieben ist. Wenn ihr Waffen hättet, würdet ihr ihn längst gerochen haben.“ Diese schimpfliche Lection that ihre Wirkung, der Graf dachte nun an nichts als diesen Schimpf auszulöschen, und erreichte auch seinen Zweck.

Die Messer und Gabeln sind von einem hohen Alter. Amianus Marcellinus erwähnt ihrer schon. Seit dem 10ten Jahrhundert kamen die Messer von Beauvais schon in Ruf. Fortunatus erzählt von der heiligen Radegonda, Gemahlin des Königs Clotarius, daß sie den Armen und Kranken, so sich nicht allein helfen konnten, selbst mit einem Löffel die Speißen darreichte. Die Gabeln aber waren noch nicht bekannt. Man führte mit der Spitze des Messers die Speisen zum Munde, bis man nachher eiserne Gabeln mit 2 bis 3 Zacken einführte.

Auch bediente man sich lange Zeit statt der Teller, Brodschnitte, hernach aß man auf hölzernen Scheiben, sodann auf irdenen und gefirnsten Tellern, endlich auf metallenen. Unter denen Trinkgefäßen, sind die Trinkschaalen die ältesten; die Becher und Tassen sind von späterer Erfindung. Die Pfeffer- und Salzfässer, wie auch die Oel- und Würzgefäße, machten ein besonderes Geräthe aus. Alle diese kleinen Stücke wurden in einem großen Aufsatz vereint, den man auf der königlichen Tafel mit großen Ceremonien setzte, die von der Furcht, vergiftet zu werden, ihren Ursprung hatten.

Die Könige und Großen in Frankreich haben zu allen Zeiten ihre Pracht in zahlreichen Silbergeräthe gezeigt, die sie bey Gastmählern auskramten, und es ist erst seit einem Jahrhundert, daß dieser Luxus auch in den bürgerlichen Häusern dieses Königreichs eingeführt worden ist. Nach dem Strabo, zog man Gold aus den Bergwerken von Aquitaine, Ravergue, Gevaudan und den Cevennischen Gebürgen, und Diodorus Siculus sagt, daß die gallischen Flüße und Ströme Gold mit sich führten. Dieses Gold brauchten die Gallier nicht allein

zu Hals- und Armbändern, sondern auch zu Geräthen. Cäsar fand schon große Reichthümer in Gallien, daher sagte man damals, daß dieser Eroberer mit dem Eisen der Römer Gallien bezwungen habe, und mit dem Golde der Galler sich wiederum Rom unterwürfig gemacht hätte. Seit dieser Epoche sind die königlichen Schenktische immer mit Gold- und Silbergeschirr überladen gewesen.

In der Form, Größe und Eintheilung der Bauerhäuser muß man die Spuren der alten Bauart suchen. Hier siehet man mit Stroh und Leim bedeckte Dächer, hölzerne Pfosten, bisweilen auch ungeheuere Steine, die das schwache Gewicht des ganzen Gebäudes stützen. Wahrscheinlich gab dieses Anlaß zu Erfindung der Säulen. Der Luxus ist noch nicht bis in die Wohnungen der französischen Bauern gedrungen *); die einzige Bequemlichkeit, die seit zehn Jahrhunderte bey ihnen eingeführt worden, sind

*) Er hat auch wohl nicht zu diesen über allen Ausdruck gedrückten und unglücklichen Geschöpfen dringen können, deren ganzer Wunsch blos nothdürftige Nahrung ist.

sind die Fensterscheiben und Schornsteine. Diese Leute sind in ihrer Art zu wohnen, als auch das Land zu bauen, beständig dem Herkommen gefolgt, von dem sie nicht abgehen.

Zu den Zeiten Augusts waren die Häuser der Gallier, wie uns Strabo berichtet, von runder Figur, und sehr plump von Leimerde und Stroh zusammengesetzt. Wir lesen in den Werken des Kaiser Julians, daß, als dieser Monarch im vierten Jahrhundert nach Paris kam, die Häuser dieser Stadt noch bloße Hütten waren. Sie hatten nur ein Stockwerk, worüber manchmal noch ein Kornboden angebracht war. So dauerte die Einfalt in der Bauart in allen Städten Frankreichs fort, unter den beyden ersten Geschlechtern der Könige, bis Paris das Beyspiel gab, dieselben zu verbessern. Die Einwohner hatten sich daselbst in einem ziemlich eingeschränkten Raum vermehrt, den jetzo die Insel des Pallasts bildet; um sie nun zu beherbergen, mußte man höhere Häuser und von verschiedenen Stockwerken bauen. Zu diesen Gebäuden nahm man stärker Holz als gewöhnlich, und ließ das Mauerwerk von Steinen aufführen, die durch einen aus Sand und

Kalch

Kalch gemachten Kitt zusammen gehalten wurden. Da man aber hierauf die Gipsgruben bey Paris entdeckte, bediente man sich dieser Materie, um die Steine damit zu verbinden, und die Häuser sowohl von innen als außen damit zu weissen.

Durch dieses Mittel bekamen auch die schlechtesten Häuser einen gewissen Glanz, der aber durch die Unreinlichkeit der Straßen sehr verringert wurde. Uebrigens wurden die Ziegel und gehauenen Steine nur bey Kirchen und Pallästen und öffentlichen Gebäuden gebraucht. Die Dächer, die viele Jahrhunderte bloß mit Stroh gedeckt waren, wurden nach und nach mit Ziegeln und Schiefer bedeckt, doch gebrauchte man letztere auch nur bey außerordentlichen Gebäuden. Die Schiefer waren den Alten ganz unbekannt gewesen. Man sagt, daß die ersten aus Ardes in Irrland gekommen sind, daher man sie in Frankreich auch Ardoise heißt. In der Grafschaft Artois sind die Schiefer sehr gemein, allein die aus den Steingruben von Anjou und Bretagne kommen, sind die berühmtesten. In diesem Lande sind die mehresten Häuser der Privatpersonen damit gedeckt, da man

sie

sie in andern Provinzen nur bey großen Gebäuden braucht.

Da die Zimmermanns- und Maurerkunst sich vervollkommte, fing man in Paris an, Häuser von beträchtlicher Höhe und Umfang zu bauen, deren Untertheil allemal für Kaufmannsladen und für andere handelnde Leute bestimmt war. In diesem Zustand blieb es bis man die Kutschen erfand, die, da sie auch bey der vornehmsten Bürgerschaft gemein wurden, die Erbauung der Thorwege und Höfe bey den meisten Häusern veranlaßten, wo der Grund nicht zu theuer war.

Das Glas war den Alten schon bekannt, allein erst im 14ten Jahrhundert wurde es erst in Frankreich gebraucht; anfangs zu den Kirchfenstern, hernach zu Fenstern bey Pallästen und endlich der Privathäuser. Es giebt aber noch Provinzen, wo man sich des in Oel getränkten Papiers statt der Fenster bedient. Dieser Gebrauch hat sich noch in Lion erhalten, und zwar wegen der starken Nebel im Winter, die die Fensterscheiben trübe machen, und den Seidenarbeitern die ihnen nöthige Klarheit benehmen.

Die

Die große Anzahl der Feuerkamine, die fast in allen Häusern, und Zimmern angebracht sind, gehören auch zu denen neuen Bequemlichkeiten. Ehemals diente ein Feuerplatz für eine ganze Familie, oft auch für mehrere. Die Spuren dieses Gebrauchs findet man noch in vielen Klöstern. Die Oefen sind von späterer Erfindung. Man hat sie den Deutschen und andern Nordischen Völkern zu danken, die sie schon zur Vollkommenheit gebracht hatten, ehe sie noch in Frankreich bekannt wurden. Besonders lernte man von ihnen den Gebrauch der Schornsteine. Uebrigens werden die Oefen in diesem Königreich immer nöthiger, da die Waldungen abnehmen, und das Holz täglich theurer und seltner wird.

Die Wohnungen reicher Privatpersonen halten das Mittel zwischen den Pallästen der Könige, und den Häusern des Volks. Vormals waren sie mehr den letztern ähnlich, aber seit einem Jahrhundert, nähern sie sich mehr den ersteren. Und wenn die Zimmer gleich nicht die nämliche Größe haben, so haben sie doch eben so eine ausgesuchte Bequemlichkeit. Alle Zierrathen der Baukunst, sind an der Aussenseite angebracht; man sieht Säulen, Pilaster u. s. w.;

findet

findet man gleich weniger Tropheen, Wappen, Kronen ꝛc. so sind dafür mehr Liebesgötter, Blumenstöcke und andere angenehme Bilder angebracht. Jacob Coeur, Schatzmeister unter Karl VII. der die reichste Privatperson seiner Zeit war, ließ ein Haus bauen, dessen obere Stockwerke aus glänzenden Ziegeln bestanden; dieser Glanz entstund aus einer überzognen Rinde von Bley und Kupfer.

Die königlichen Palläste zeichneten sich blos durch eine große Anzahl geräumiger Zimmer und Säle aus, ingleichen durch blendende Zierathen. Nach einer gemeinen Sage, die nicht ohne Grund zu seyn scheint, ließ der berühmte Kaiser Julian in einer Vorstadt von Paris, einen Pallast mit Bädern bauen, wovon man noch jetzt Ueberreste hinter dem Hotel de Cluny zu sehen glaubt. Die Wasserleitungen, die man 1544 unter der Erde von diesem Hause an, bis zum Dorfe Arcueil, gefunden hat, mag wohl gedient haben, das Wasser in die Bäder zu leiten, und bestätigt obige Sage.

Dasjenige, was die alten Schriftsteller ein königliches Schloß nannten, war blos ein großer Maierhof, mit Waldungen, Teichen, Stuterepen

reyen

reyen und Heerden versehen, wo die Leibeignen unter der Aufsicht eines Intendanten beschäftigt waren, das Land zu bauen. Man zählte in Frankreich ohngefähr 160 solcher königlichen Wohnungen, die von den ersten Monarchen wechselsweise besucht wurden. Das Louvre war zu Dagoberts Zeiten nur ein Jagdhaus, wo die Pferde dieses Monarchen aufbewahrt wurden, und seine Jäger wohnten.

Die Könige der ersten Reihe, die in der Geschichte mit dem Nahmen Faullenzer belegt werden, kamen oft dahin, einige Stunden nach der Mahlzeit allda zuzubringen, gegen Abend gingen sie auf einem Boot nach Paris zurück, wobei sie sich mit fischen den Weg verkürzten. Unter der Regierung Philips Augusts, wurde aus dem Louvre eine Art von Cidatelle gemacht; es wurde mit einem breiten Graben umgeben, und mit Thürmen versehen. Franz I. ließ 1528. den großen Thurm herunterreissen. Nachdem das Louvre zehn Jahrhunderte außerhalb Paris gewesen war, wurde es von Karl V. 1367 innerhalb dessen Ringmauern eingeschlossen. Dieser Pallast diente lange Zeit fremden Monarchen, die nach Frankreich kamen,

zur Wohnung. Der griechische Kaiser Emanuel und der römische Kaiser Sigismund, wohnten hier unter der Regierung Karl VI. Es war damals eine Masse von großen Gebäuden, die alle nur ein Stockwerk hatten, und in ungeheure mit Tafelwerk und Vergoldung gezierte Säle abgetheilt waren. Ueber diesen ersten Stock waren kleine Gemächer angebracht, die mit Ziegel und Schiefer gedekt waren. Die andern Theile der Gebäude hatten nur Strohdächer. Hierzu kam noch ein Raum für die Taubenhäuser, Hühnerbehältnisse, Keller und Gärten.

Die Zimmer dieser königlichen Palläste waren gewöhnlich mit schwarz und weissen Steinen gepflastert; die Sitze, selbst in dem Gemach des Königs, waren von Ludwig dem Heiligen bis zu Franz I. bloß Schemel und Bänke, nur die Königin hatte hölzerne Stühle, die man zusammen legen konnte. Die Balken und Fußböden der Zimmer waren alle mit Lilien von vergoldeten Zinn geziert, und die Kamine nahmen fast die ganze Breite der Säle ein. Der Pallast, wo jezt Gericht gehalten wird, war lange Zeit die Stadtwohnung der französischen Könige, bis Philip der Schöne, ihn den Gerichtshöfen überließ.

Das

Das Schloß zu Fontainebleau ist seinen Ursprung einem kleinen Jagdhause schuldig, das Ludwig VII. 1169 erbauete. Der heil. Ludwig ließ viel daselbst arbeiten, auch findet man noch ein Zimmer, das der heil. Ludwigssaal genennt wird. Franz I. nahm den Bau dieses Schloßes von neuem vor, wobey er sich des berühmten italienischen Baumeisters Serlio bediente, der erste, der den französischen Künstlern Geschmack an guter Architektur beibrachte. Unter Heinrich II. fügte Delorme die Treppe in Form eines Hufeisens hinzu. Dieser Künstler machte auch die Risse zu den Schlössern St. Maur, Anet, und Meudon, ingleichen erbauete Delorme den Pallast der Tuillerien, wo er sein ganzes Genie zeigte.

Unter den Schlössern großer Herren in denen Provinzen sind diejenigen zu bemerken, die den Grafen von Champagne gehören. Sie hatten deren drei zu Trois, davon das vornehmste jetzo noch der Gerichtshof ist. Die Herzoge von Burgund, deren Hauptsitz zu Souvigne war, hatten Schlösser zu Moulins und zu Bourbon L'Archambaut.

Das Rathhaus zu Lion ist eins der prächtigsten in Europa. Der Vorsaal desselben hat die Form eines römischen Porticks. Hier siehet man zwei große kupferne Tafeln, in welchen die Rede eingegraben ist, die der Kaiser Klaudius im römischen Senat zum Vortheil der Lioneser hielt, ehe er zur Regierung gelangte.

Das Rathhaus in Toulouse führt den Nahmen Kapitol zur Nachahmung des römischen; die Schöppen haben den Titel Kapitouls, und erlangen dadurch den Adel. In dem Hofe dieses Rathhauses war es, wo Heinrich II. Herzog von Montmorenci 1636 im 37sten Jahre seines Alters enthauptet wurde.

Die Kirchen in Frankreich sind die vornehmsten Denkmäler des gothischen Geschmacks, dessen Periode vor ungefähr 300 Jahren zu Ende gieng. Nach dieser Bauart wurde die jetzige Kathedralkirche in Rheims im Jahr 840 und die Kathedralkirche in Chartres 1020 erbaut. Diese leztere gehörte vormals unter die schönsten Gebäude im Königreich, und ist noch ein sehr ehrwürdiges Gebäude. Die Länge derselben ist 420, und die Breite 108 Fuß. Unter dieser Kirche sind unterirrdische Grotten, deren Anlegung

gung man den Druiden zuschreibt. Die große Kathedralkirche in Amiens wurde im 13ten Jahrhundert erbaut. Die Kathedralkirche zu Paris aber wurde im Jahr 1010 unter der Regierung des Königs Robert angefangen, und 1181 unter Philip August geendigt. Sie war der heil. Jungfrau zugeeignet, und der siebenzigste Bischof von Paris weihete sie ein.

Die ersten Helden Roms schliefen auf Baumblättern und Thierhäuten. Von dieser simpeln Art zu ruhen, stiegen sie nach und nach bis zu den sanftesten Pflaumfedern und Matrazzen, die von der kostbaren Miletischen Wolle gemacht waren; ihre Bettgestelle waren von Citron- Cedern- und Ebenholz, auch wohl von Elfenbein und gediegenem Silber. Hierzu gehören noch mit Gold und Silber durchwirkte Bettdecken. Wahrscheinlich kam dieser Luxus von Rom nach dem eroberten Gallien. So viel ist gewiß, daß die Gewohnheit, auf Betten liegend zu essen, von den Römern in diesem Lande eingeführt, allein bald wieder abgeschaft wurde.

Man siehet noch in den alten Schlössern Bettgestelle von ungeheurer Größe, in welchen

ganze Famillien schliefen. Diese Gewohnheit, zusammen zu schlafen, hat seinen Ursprung aus den schönen Tagen der Ritterzeit.

Damals waren die Ritter gewohnt, ihr Zelt, ihre Tafel, und ihr Bette, mit ihren Kriegskameraden während dem Feldzuge zu theilen; sie schlugen es daher nicht ab, in den Winterquartieren sie in ihren Schlössern auf eben so vertraute Art aufzunehmen. Hier schlief der Schloßherr, seine Frau und Kinder, nebst den Rittern, ihren Gästen, alle in einem Bette zusammen, oft kamen gar noch hierzu ihre liebsten Jagdhunde u. s. w. Der Admiral Bonnivet, hatte oft die Ehre, mit König Franz I. sein Bette zu theilen, der ihn seinen Waffenbruder nannte. Dieses Zusammenschlafen war das gröste Freundschaftszeichen, das man jemand geben konte.

Die alten Franzosen tapezierten ihre Mauern mit Strohmatten, sie wußten die Strohfarben auf so eine künstliche Art zu mischen, so daß diese Matten ganz artige Tapeten vorstellten. Die Stadt Pontoise hatte in dieser Arbeit den grösten Ruf. Jezt noch, holt man Matten aus der Levante, die ganz fein

und

und künstlich gewebt sind. Es ist schon sehr lange, daß man sich in den adlichen Schlössern, und in Städten, anstatt der Matten, der von Wolle und Seide durchwürkten Tapeten bediente, die allerhand Zeichnungen, ja selbst Geschichten vorstellten. Diese Art Arbeit scheint sehr alt zu seyn, denn man siehet noch in der Sakristei der Kathedralkirche zu Bajeux ein altes Stück Tapete, das die Geschichte der Eroberung von England von Wilhelm dem Eroberer vorstellt. Der gelehrte Montfaucont glaubte, daß diese Tapete bald nach dieser großen Begebenheit verfertigt worden sei. Indessen dauerte es lange, ehe sie allgemein wurden. Dieses geschah erst im 15ten Jahrhundert, da die Herzoge von Burgund Herren der Niederlande wurden. Nur die Reichsten konnten sich derselben bedienen, weil sie damals außerordentlich theuer waren, die andern mußten mit ungarischen, oder Bergamoskischen Tapeten vorlieb nehmen. Diese letztern hatten ihre Nahmen von der Stadt Bergamo in der Lombardei, woselbst sie erfunden waren; sie werden von ziemlich grober Wolle von vermischten Farben gemacht. Die Ungarischen sind etwas angesehener, weil man

Seide dazu nimt. Beide Arten werden größtentheils in der Normandie gemacht.

Aber alle Tapeten wurden durch die berühmte Manufactur der Gobelins übertroffen. Sie wurden unter Heinrich IV. auf einem Grund angelegt, der den Färbern Gobelin gehörte, und unter Ludwig XIV. durch die Sorgfalt des großen Kolberts, und des berühmten Malers le Brün zur Vollkommenheit gebracht. Dieses bewirkte, ausser der Geschicklichkeit der Arbeiter, auch die Schönheit der Wolle, und die vortreflichen Gemälde, die man nachahmte. Es giebt auch Tapeten-Manufacturen dieser Art, und zwar für geringere Preise zu Beauvais in der Pikardie, zu Aubusson in Auvergne, und zu Felletin in der Marche. Man sagt, daß Felletin am besten in Landschaften, und Aubusson in Figuren, sich hervorthun, Beauvais aber sie in beiden überträfe. Indessen ist der Tapetengeschmack sehr gefallen, da die Mode, die Säle und Zimmer zu täfeln, zu lakiren, und zu vergolden, die Oberhand gewonnen hat, wozu noch der Geschmack an seidnen, und vorzüglich damastenen Tapeten gekommen ist. Der Damast hat seinen Namen von Damaskus in

Syrien,

Syrien, wo die ersten Zeuge dieser Art gemacht wurden. Noch im vorigen Jahrhundert erhielt man sie aus Italien, besonders aus Genua; aber die Manufacturen zu Tours und zu Lion, sind endlich dahin gelangt, bessere zu machen. Die Baumwollenen Zeuge, die ursprünglich aus Persien und Indien kommen, und von den Engländern so gut nachgeahmt werden, dienen gewöhnlich zur Auszierung der Landhäuser.

Die Papiernen Tapeten sind bloß für den Mittelstand; die Reichen bedienen sich derselben nur in ihrer Garderobe. Die gemalten und vergoldeten Leder sind von sehr alter Erfindung, die man den Spaniern zuschreibt. Die Fußtapeten, die jezt unsere Zimmer zieren, wurden ehemals auf Tischen ausgebreitet. Bis zum vorigen Jahrhundert ließ man sie mit großen Kosten aus Persien und der Türkei kommen; endlich legte Kolbert auch eine schöne Manufactur von Persianischen Tapeten bei Choullut an; der hohe Preiß ihrer Arbeiten hat aber ihre Fortschritte sehr gehemmt, so daß jezt die Säle und Zimmer großer Herren und reicher Leute größtentheils mit Fußtapeten aus Aubusson in Auvergne belegt sind.

Die Spiegel, die unter die schönsten Zierrathen unserer Zimmer gehören, waren bei den Alten von Metall. Cicero schreibt die Erfindung derselben dem Aesculap zu. Moses spricht in seinem zweiten Buch, von den Spiegeln der jüdischen Weiber. Anfangs mußte polirtes Eisen und Zinn dazu dienen. Zu Pompejus Zeiten brachte man silberne nach Rom, die, ob sie gleich von einer kostbaren Materie waren, doch bald gemeiner und wohlfeiler wurden als die andern, weil dieses Metall leichter zu bearbeiten war. Diese Art Spiegel kamen zuerst nach Gallien. Man hat deren in den Gräbern der alten Könige, wie auch der Feldherrn gefunden. Zu den Zeiten des Plinius, wurden glänzende Steine aus Ethiopien nach Rom gebracht, die aus dünnen Scheiben zusammen gesetzt, und auf einem metallnen Grund gelegt waren, wodurch die Gegenstände sehr gut dargestellt wurden. Es scheint nicht, daß man in Frankreich vor dem 12ten Jahrhundert, andere als metallne Spiegel gekant habe, aber gegen das Ende der Kreuzzüge, kamen die gläsernen in Gebrauch. Man sagt, daß sie zuerst in der Stadt Sidon gemacht wurden. Die Venetianer bemächtigten sich dieses Geheimnisses,

nisses, und waren die ersten, die eine Manufaktur davon anlegten, die lange Zeit die einzige in Europa war, und auch noch jezt vorhanden ist, obgleich ihre Arbeiten jezt in andern Ländern sehr übertroffen werden. Die erste Spiegel-Manufactur in Frankreich wurde 1665 von Kolbert zu Tour a la Ville bei Cherbourg in der Normandie angelegt.

Die Bänke mit Rücken und die Schemel sind aus dem höchsten Alterthum. Die Lehnstuhle waren schon den Römern in den ältesten Zeiten bekant, wie die kurülischen Stühle ausweisen. Man siehet noch zu St. Denis den Stuhl des Königs Dagobert, der in diesem Geschmack ist; aber die großen Lehnstühle, die man noch in alten Häußern und Schlößern antrift, sind von Französischer Erfindung. Die leichten Trag- und kleinen Lehnstühle aber gehören zur Erfindung unserer Tage. Die Strohstühle findet man blos in gemeinen Bürgerhäusern, und die Rohrstühle bei Gelehrten. Die Kanapees, Sophas und Ottomanen sind aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Schränke dienten ehemals, die Waffen zu verschliessen, daher sie auch in Frankreich

Armoi-

Armoines genannt werden. Es sind einige funfzig Jahr, daß man gewisse kleine Schränke fast mit Gold aufwog, die ein Arbeiter, Nahmens Boule verfertigt hatte; sie waren von Ebenholz und sehr zierlich mit Gold ausgelegt. Zu eben der Zeit wurden die lakirten Schränke für sehr kostbare Mobilien gehalten.

Die Kunst Kamine anzulegen, gehört zum Bauwesen, allein die äußerlichen Zierrathen derselben sind ein Theil der Mobilien. Hierzu werden allerhand Marmorarten gebraucht. Bei den Reichen sind die Kaminwerkzeuge von Eisen mit Gold geziert, und über den Kaminen stehet man Spiegel, Gemälde, Uhren, Vasen und Porzellanfiguren.

Die ersten Kleider der Gallier und Franken waren Thierfelle. Tacitus erzählt von den Deutschen, daß ihre Kinder selbst in der größten Kälte ganz nackend giengen, und daß die Kleidung der Männer blos in einer Decke von groben Zeug, oder Fellen bestand, die mit einem Hacken am Körper befestigt war, und kaum bis an die Hüften reichte. Die haarigte Seite war auswärts gekehrt. Auch um die Füße waren Felle gebunden, die zwei Finger hoch

über

über die Knöchel giengen. Lange zuvor, ehe die Römer in Gallien einfielen, waren die Gallier schon auf den Einfall gekommen, zu ihrer Bekleidung Thierfelle zusammen zu nähen. Hierzu bedienten sie sich, gleich den Amerikanischen Wilden, der Pferdehaare, der Sehnen der Thiere, oder der Fasern gewisser Pflanzen; Fischgräten vertraten die Stelle der Nadeln, und zugespitzte Knochen dienten statt der Messer und Scheeren. Man hat Ursache zu glauben, daß sie sich auch die Füsse gegen die spitzigen Steine verwahrten, ob sie gleich Kopf, Arme und Beine bloß trugen. An den Füßen hatten sie hölzerne Schuhe mit Riemen befestigt. Auch trugen sie Hosen, die aber nicht die Form der unsrigen hatten. Man nannte sie *Braccha*; daher die Römer das ihnen bekannte Gallien auf folgende Weise unterschieden. Derjenige Theil, dessen Einwohner die Römischen Sitten und Kleidung angenommen hatten, hieß *Gallia togata*, nach der *Toga*, die bekanntlich ein römischer Mantel war. Das andere Land hingegen, wo das Volk ihre alte Kleidung behielt, nannte man *Gallia braccata*.

Die Erfindung, die Haare und Wolle der Thiere zu spinnen, scheint lange vor Ankunft

der

der Römer in Gallien bekannt gewesen zu seyn. Die Einwohner dieses Landes verfertigten wollene Zeuge, die zwar sehr grob, doch aber hinlänglich waren sich damit zu bedecken. Die Weiber spannen diese Wolle, die Anfangs nur für die Druiden, die Häupter der Nation, und die Reichen diente. Die Franken, Eroberer von Gallien, verachteten lange Zeit diese Art Zeuge, die sie zu leicht, und unzureichend fanden, die Hiebe abzuhalten, auch schlossen sie nicht so knapp an den Körper an, als ihre Thierfellkleidung, die bis zur Zeit Karls des Großen von den Soldaten getragen wurde. Die Mäntel und Unterkleider, waren beiden Geschlechtern gemein, obgleich die Materie verschieden war. Die Weiber kleideten sich in die Wolle, die sie eigenhändig gesponnen hatten, und die Männer fuhren fort, die Thierfelle zu tragen, nachdem sie von den Römern die Kunst erlernt hatten, sie zu reinigen und auszukochen, wodurch die Haare abgiengen.

Mit der Zeit wurden die wollenen Zeuge bei der ganzen Nation allgemein. Die Tuch-Manufacturen wurden vermehrt und verbessert. Der Adel sowohl als die Reichen, bedienten sich der feinen

feinen Tücher, und die Bauern trugen eine Kleidung, die nicht bequemer für sie seyn konnte, dies war ein Mantel mit einer Kapuze, wodurch sie für den Regen, Wind und Sonne geschützt waren, und den sie in ihren Hütten gleich ablegen konten. Man wird hierin ohne Mühe die Kleidung der Mönche erkennen. Es war auch natürlich, daß, da die ersten Stifter der Mönchsorden die Mönche anhielten, die ihnen geschenkten Felder zu bearbeiten, sie auch die damalige Bauerkleidung für sie bestimmten. Hierzu gehören auch die Riemen, womit die Bauern ihre Füße, und den untern Theil der Beine bedeckten. Der obere Theil der Beine blieb blos, denn es war erst sehr spät, daß die Strümpfe bei dieser Klasse von Menschen eingeführt wurden.

Die Gallier trugen ihre Haare ziemlich kurz, einige Provinzen ausgenommen. Die Franken trugen sie gemeiniglich auf dem Kopf zurückgeschlagen. Sie bedienten sich einer gewissen Seiffe, die Haare roth zu färben und dicker zu machen, wodurch sie ein schreckliches Ansehen bekamen. Einige banden die Haare im Nacken in einen Knoten zusammen. Die Oberhäupter, um desto fürchterlicher auszusehen,

richte-

richteten sie auf dem Wirbel des Kopfs wie einen Federbusch auf. Unter diesem Volk war ein Gesetz, das einem jungen Menschen verbot, sich den Bart und die Haare nicht eher abzuschneiden, bis er sich in einer Schlacht, durch den Tod eines Feindes, hervorgethan haben würde. Die Fränkischen Könige, und die Prinzen von Geblüt trugen allein die Haare lang. Indessen sieht man, daß unter den Königen der ersten Reihe, alle freie Personen die Haare und den Bart lang trugen, welches aber den Leibeignen bis zum 12ten Jahrhundert bei schwerer Strafe verboten war. Diesen anscheinenden Widerspruch zu heben, muß man wissen, daß die Könige ihre Haare auf allen Seiten so lang als möglich wachsen, und auf ihren Schultern fliegen liessen. Allein ihre Unterthanen mußten sowohl den Hintertheil, als rund um den Kopf, die Haare bis zu einer gewissen Höhe abscheeren, und nur den Obertheil durften sie, so lang als sie wollten, wachsen lassen.

Die Weiber hatten völlige Freiheit, mit ihren Haaren nach Belieben zu schalten. In den ersten Zeiten der Monarchie ließen sie dieselben fliegen, nachher waren sie die ersten, so ihre

Köpfe

Köpfe mit Mützen bedeckten. Es ist merkwürdig, daß dieser alte Gebrauch, den Kopf mit einem Stück Zeug zu umwickeln, bei den französischen Bauerweibern sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Ehe die Gallier vom Cäsar unterwürfig gemacht wurden, trugen sie kurze Bärte, wie auch Schnurrbärte, aber nachher wurden sie von den Römern gezwungen, sich den ganzen Kopf zu scheeren, und selbige behielten allein das Vorrecht, lange Bärte zu tragen. Nach Einführung der christlichen Religion, wurde diese Freyheit auch auf die Geistlichen ausgedehnt, die gebohrne Gallier waren, und endlich auch auf die Vornehmsten der Nation.

Die Franken, als neue Eroberer von Gallien, eigneten sich auch dieses Zeichen der Herrschaft zu. Sobald aber die Dienstbarkeit ganz in Frankreich aufhörte, so wurde das Bart tragen Modesache. Die Geistlichen und Magistratspersonen, sahen es bald für eine Ehre, bald für eine Schande an, den Bart wachsen zu lassen. Die Könige waren selbst die Ursache dieser Veränderung. Philip August ließ sich scheeren, allein Franz I. mehr als drey Jahr-

hunderte nachher, suchte den Bart wieder her-
vor, der mit Heinrich dem IV. wieder zu Grabe
ging. Ludwig der XIII. und Ludwig XIV. ka-
men beyde in einem Bartlosen Alter auf den
Thron, daher sich die Hofleute und Bürger auch
scheeren ließen, um ihnen in diesem Punct ähn-
lich zu seyn; da nun diese beyden Monarchen
älter wurden, behielten sie nur einen kleinen
Stuzbart bey, den Ludwig XIV. gegen das
Ende seines Lebens auch ablegte, um seinem Hof
die grauen Haare zu verbergen.

Die Gewohnheit der Bauern, Mützen zu tra-
gen, ist sehr alt. Sie waren anfänglich von
einem sehr groben Zeug, und erst lange nachher
wurden Hüte bey den Landleuten eingeführt.
Im vierzehnten Jahrhundert, unter der Regie-
rung Karl VI. fingen wohlhabende Personen
erst an, sich der Hüte zu bedienen. Es giebt
aber noch jetzt Provinzen, wo die Bauern und
gemeinen Leute gar keine tragen. Dem Man-
tel folgte der Brustlatz, dessen Form von den
Landleuten noch nicht verändert worden ist; die-
ses gilt auch von den Kamisölern und Unterklei-
dern ihrer Weiber; auch der Gebrauch des Lin-
nens wurde erst sehr spät bey ihnen bekannt. Die

Schuhe

Schuhe von groben Leder, werden von den französischen Bauern für Luxus gehalten, die sich glücklich schätzen, Maschinen an den Füßen zu haben, die mit dicken Sohlen versehen, und mit Nägeln beschlagen sind. In einigen Provinzen tragen sie hölzerne Schuhe und Galoschen, auch an deren Stelle um die Füße gewundene Stricke und Riemen.

Die Bürger formirten nicht beständig eine abgesonderte Klasse der Nation. Dieser Mittelstand zwischen dem Adel und Landmann, entstand erst im 12ten Jahrhundert, da die Dienstbarkeit in Frankreich abgeschaft wurde. Die Könige Ludwig der Dicke, Ludwig der Junge und Philip August, bewilligten den Einwohnern verschiedener Städte, Privilegien, Vorrechte und Freyheiten. Da hierdurch die Stadtleute von dem Joch des Adels befreyt wurden, legten sie alle Zeichen der Dienstbarkeit ab, befleißigten sich des Handels, und nützlicher einträglicher Gewerbe, wodurch viele auf eine ruhige Art ein ansehnliches Vermögen erwarben. Die ersten Büger trugen den Kopf blos, oder bedekten ihn auch mit flachen Mützen wie die Bauern; da aber ihr Stand durch obbesagte

Freyheiten erhöht wurde, legten sie selbige ab, und griffen nach dem Hute, der schon einige Zeit bekannt war. Dieses Kleidungsstück war allen Ständen gemein, den geringsten ausgenommen, aber das auszeichnende im Gebrauch desselben, sowohl als das Zeug, wovon er gemacht war, waren nach dem Rang der Personen verschieden. Es war ein Zeichen einer großen Ehrfurcht, für jemand den Hut abzunehmen; daher die Könige und die Damen ihn für Niemand abnahmen.

Die bürgerliche Kleidung in Frankreich hielt allemal die Mittelstraße zwischen dem Bauer und Edelmann, wenigstens was den Reichthum der Zeuge und die glänzenden Farben anbetraf. Sie bestand sehr lange Zeit aus folgenden Kleidungsstücken. 1) Ein Hembde von Leinwand, sobald diese anfing etwas gemeiner zu werden; 2) eine Weste, die bis auf die Knie reichte, und durch das Degengeheng festgemacht wurde; 3) ein Mantel oder Ueberrock mit Ermeln, der aber nur bis auf die halben Beine reichte; denn die sehr langen und schleppenden Mäntel, waren den Königen, Prinzen, Prälaten, Edelleuten und vornehmsten Magistratspersonen vorbehalten; nur den Rittern und dem hohen Adel kam

es zu, sie mit kostbaren Rauchwerk zu füttern; 4) Strümpfe und Hosen, die zusammengefügt waren, und genau die Form der Lenden und Beine bezeichneten; so war die Kleidung des französischen Bürgers einige Jahrhundert lang beschaffen.

Die Schuhe waren seit den Zeiten Philip August zugespitzt, und forne umgebogen. Diese Biegung erhob sich sehr hoch, und formirte einen Schnabel, der nach dem Stande der Person mehr oder weniger lang war. Die gemeinen Leute trugen ihn gewöhnlich einen halben Fuß hoch; das Maaß der reichsten Bürger war ein Fuß, und die vornehmsten Edelleute und Prinzen gaben diesen Schnäbeln die Länge von zwey Fuß, die außerdem mit grotesken Dingen, als Hörnern, Klauen u. s. w. geziert waren. Diese sonderbare und unbequeme Tracht wurde *Souliers à la Poulaine* genannt; man trieb sie bis zu einem solchen Grad der Ausschweifung, daß man die geistliche und weltliche Macht gegen sie gebrauchen mußte. Die Könige mußten sie lassen durch Gesetze verbieten, und die Geistlichkeit mußte wider sie predigen. Kaum wurden durch die strengen Verordnungen Karl V. die Schuhe à la Poulaine abgeschaft, als ihnen unter Karl

VI. Schuhe mit Entenschnäbeln folgten, die wieder andern, von sehr großer Form, Platz machen mußten. Unter Ludwig XI. sahe man von neuem die Schuhe à la Poulaine Mode werden, allein sie dauerte nicht lange.

Unter der Regierung Franz I. gingen in Ansehung der Bekleidung in Frankreich große Veränderungen vor. Dieses war auch die Epoke der Hüte und Perücken, obgleich die ersteren seit langer Zeit bekannt waren. Man glaubt, daß die eisernen Hüte, die man im Kriege trug, zu diesem, uns so gewöhnlichen Kleidungsstück Anlaß gegeben haben. Unter Karl VI. trug man ihn nur, wenn man aufs Land ging.

Unter Karl VII. gehörte er schon zur Stadtkleidung, allein nur wenn es regnete. Unter Ludwig XI. wurde er schon allgemein getragen. In Ansehung der Perücken fing man zu Franz des I. Zeiten an, Kappen mit Menschen- und Thierhaaren verbrämt, für Greise und Kahlköpfige zu verfertigen; allein die Epoke des allgemeinen Gebrauchs kann man im Jahr 1619 festsetzen. Ludwig XIII. hatte in seiner Jugend schöne und sehr lange Haare, daher diejenigen

von seinen Hofleuten, die dieses Vortheils beraubt waren, ihn dadurch zu ersetzen vermeinten, daß sie ihre eigene Haare mit falschen vermischten. Man flochte die Haare in einen Zopf, der bald auf die rechte, bald auf die linke Seite hing, und Coeffure à la comete genannt wurde. Im dreißigsten Jahre verlohr der König einen Theil seiner Haare, ein Verlust, den er scherzweise den langen Reden zuschrieb, die er in seiner Jugend angehört hatte, und er nahm nunmehr auch seine Hülfe zu geborgten Haaren. Hierdurch kam die Peruquenmacherkunst in Ansehen, die nachher zu einer solchen Höhe gestiegen ist.

Heinrich II. war der erste, der in Frankreich seidene Strümpfe trug; diese waren mit der Nadel verfertigt, denn die Weberstühle wurden viel später erfunden. Durch diese damalige Pracht, wollte der König die Vermählung seiner Schwester Margaretha mit Emanuel Philibert von Savoyen verherrlichen. Die erste Strumpfmanufactur wurde 1656 auf dem Schloße Madrit bey Paris errichtet. Hierbey ist sehr merkwürdig, daß die erste Maschine, deren man sich bey dieser verwickelten Arbeit bediente, fast so vollkommen

aus den Händen ihres Erfinders gekommen ist, wie man sie jetzo noch findet, und es ist noch nicht genau bekannt, ob dieser sinnreiche Mann, ein Engländer oder Franzose gewesen sey.

Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß in den drey ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, die Geistlichen sich ihrer gewöhnlichen Kleidung beym Gottesdienst bedient haben. Sie hatten zu viel Ursache, sich zu verbergen, als daß sie sich durch eine ausgezeichnete Tracht hätten dargestellt. Was die Mönche betrift, so war ihr langer Habit mit dem Kapuz von jeher sowohl ihre Reise- als Chorkleidung. Der heilige Benedict, bestimmte weder die Farbe, noch die Art der Zeuge für seine Mönche, aber er verlangte, daß jeder zwey vollständige Anzüge haben sollte, um sie wechselsweise zu tragen und zu waschen. Man muß hier bemerken, daß damals die Leinwand noch nicht im Gebrauch war, als diese Regeln gemacht wurden, und daß alle Kleidungsstücke wollene waren. Die Kirchenversammlungen untersagten den Priestern bey schwerer Strafe, kurze Kleider zu tragen, woran sich aber die neuern Abbees nicht gekehrt haben.

Der französische Adel, der ganz kriegerisch war, trug wegen der Helme die Haare kurz abgeschnitten, und zwar von Klovis an, bis zur Zeit, da die Rüstungen abgelegt wurden. Ein solcher Hauptschmuck litt keine langen Haare. Die Weiber hingegen ließen sie wachsen: daher liest man oft in alten Romanen, daß, wenn eine Frau den Harnisch anlegte, und mit geschlossenem Helm focht, zufälliger Weise aber dieser Helm abfiel, man sogleich ihr Geschlecht an den langen Haaren erkannte. Nur erst nachher, da der Adel und die Prinzen sich seltner waffneten, und zu Felde zogen, fingen einige unter ihnen an, die Haare wachsen zu lassen, ein Beyspiel, dem mehrere nachfolgten. Indessen wird dieses damals als ein verdammungswidriger Luxus angesehen. Besonders schienen die Frisur, der Puder, die Pomade und Essenzen ausschweifend; man gewöhnte sich aber so sehr daran, daß im vorigen Jahrhunderte während der ganzen Regierung Ludwig XIV. es höchst unanständig war, unfrisirt bey Hofe zu erscheinen. Wer kein Haar hatte, trug Peruquen, die in dem Geschmack gekräuselt waren. Sie waren gewöhnlich lang frisirt, und ungebunden, nur im Kriege, auf der Jagd und auf

dem Lande band man sie feste, oder man schloß sie in einen kleinen seidnen Beutel ein, dies ist der Ursprung der Haarbeutel. Im Anfang dieses Jahrhunderts fing man an, die lang gekräuselten Haare, die in Locken über die Schultern hingen, und Ludwig XIV. eingeführt hatte, überdrüßig zu werden. Der erste Schritt, diese Tracht los zu werden, war, die Hinterhaare in zwey Theile abzusondern, und sie den Sommer über zusammen zu binden, im Winter aber ließ man sie wieder frey. Endlich verschwanden bey der Thronbesteigung Ludwig XV. alle dergleichen Frisuren und Peruquen. Die jungen Leute spotteten nun über die Thorheit ihrer Väter, ungeheure Haarmaschinen auf dem Kopf zu tragen, die zwey Pfund wogen, und mehr als 100 Thaler kosteten. Binette, Peruquenmacher Ludwig XIV. rühmte sich, die Köpfe einer zahllosen Menge Unterthanen entblößt zu haben, um den Kopf des Monarchen zu bedecken.

Der französische Adel trug ausser dem Helm allerhand Arten von Mützen; bald waren es Kappen, die unter den Helm gelegt wurden, bald hohe Mützen, die gewöhnlich von Tuch und mit Pelzwerk aufgeschlagen waren. Die Form

und Zierrathen dieser Mützen bezeichneten den Rang der Personen. Die Ritter trugen in Friedenszeiten zugespitzte Sammtmützen. Die Könige zierten gewöhnlich die ihrigen mit einem goldnen Blumenzirkel, den sie auch um ihre Hüte trugen, als diese in Gebrauch kamen. Dieses war ihre tägliche Krone. Der erste König, der einen Hut trug, war Karl VI. Unter Karl VII. und Ludwig IX. dauerte die Mode fort. Karl VIII. hielt seinen Einzug in Rom mit einem Hut von Biberhaar mit Sammt gefüttert. Ludwig XI. suchte die Mütze wieder hervor, aber Franz I. setzte den Hut wieder in seine Rechte ein, dessen Gebrauch hernach auch ununterbrochen beybehalten wurde.

Die Mäntel, die jetzt so sehr abgekommen sind, waren ehemals eine sehr gewöhnliche Tracht. Die französischen Könige zeigten sich niemals öffentlich, als in einem Mantel von Scharlach mit Hermelin gefüttert. Die alten Pairs von Frankreich trugen auch Mäntel mit ihren Wappen geziert. Die Kleidung der Magistratspersonen, Advocaten, kurz, alle lange Kleidungen dieser Art, sind Ueberbleibsel dieser ehrwürdigen Mäntel. Unter dem Heiligen Ludwig

wig und während der Regierung Philip des Schönen und seiner Kinder, trug man blos bey der Armee kurze Kleider, bey Hofe und in den Städten waren sie lang. Unter Philip von Valois, wurden sie abermals kurz. Karl VII. der sehr klein und übel gestaltet war, versuchte, die langen Kleider wieder einzuführen, aber Ludwig XI. Karl VIII. und Ludwig XII. behielten die kurzen bey, die hernach nicht wieder verändert wurden. Unter Heinrich II. und seinen Kindern, wurden die Unterkleider kurz getragen, daher die Mäntel sehr nöthig waren. Man findet in alten Romanen, daß, wenn die Ritter nach den Turnieren in den Pallästen der Könige, oder den Schlössern großer Herren ausruhen wollten, man ihnen gefütterte Mäntel umlegte. Die Ritter und Standespersonen trugen die ihrigen mit Spitzen, Bändern, und gold- und silbernen Tressen besetzt.

Den Gebrauch, den Degen an der Seite zu tragen, hat der französische Adel schon von langer Zeit her, als ein Ueberrest der alten Rüstung, und als ein Zeichen seines kriegerischen Ursprungs. Unter Ludwig XIV. trug man die Degen in breiten Bandeliers, die über die rechte Schulter hin-

hingen, und oft sehr prächtig waren; sie wurden durch Epaulets auf der Achsel befestigt, die man beybehalten hat, und jetzo dem französischen Militair zur Zierde dienen.

Die Hosentracht hat auch viel Veränderung erlitten. Unter Franz I. erreichten die Hosen noch nicht die Knie. Während der Regierung Karl IX. waren sie sehr aufgepuft, und hatten eine äußerst unanständige Form. Die Strümpfe bedeckten den größten Theil der Lenden, und wurden mit Bändern verschiedner Arten befestigt. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. wurden die Hosen sehr weit getragen, und zwar übers Knie, wo sie mit Bändern in zierlichen Schleifen zusammengebunden waren; sie wurden von aussen zugeknöpft, von den Hüften an bis herunter. Unter der Minderjährigkeit Ludwig XIV. dauerte diese Mode noch eine Zeitlang, bis endlich die heutige Art Hosen eingeführt wurde. Bey dieser Gelegenheit ist noch anzumerken, daß man die seidnen Strümpfe nur erst seit 50 Jahren durchaus weiß trägt. Vor dieser Zeit trugen sowohl Kavaliere als Damen die Strümpfe allemahl von der Farbe ihrer Kleider. Militairpersonen trugen sie

Feuer=

Feuerfarb, und zierlich geputzte junge Frauenzimmer grün mit rosenfarbnen Zwickeln. Bey Bällen und Festivitäten trugen die Mannspersonen die ihrigen mit gold- und silbernen Zwickeln gestickt.

Die Uniformen sind nicht älter als das vorige Jahrhundert, denn vor Ludwig XIV. kannte man weder den Gebrauch noch Nutzen davon. Die verschiedenen Haufen, die das Heer ausmachten, folgten ihrer Fahne. Die Soldaten erkannten sich theils an der Form ihrer Rüstung, theils an den Farben und Zeichen, so sie trugen. Der Ursprung der Wappen schreibt sich von denen Kreuzzügen her; man nahm sie anfangs aus Noth an, um sich zu erkennen. Die Ritter ließen die ihrigen auf ihre Schilde mahlen. Dieser Kriegsgebrauch ward hernach auch im bürgerlichen Leben eingeführt. Von der Regierung des heiligen Ludwigs bis zu Karls VII. trugen die Kavaliere und Damen auf ihren Kleidern ihre Wappen, entweder gemahlt oder gestickt.

Während den neun ersten Jahrhunderten der französischen Monarchie, nämlich von der Ankunft Klovis in Gallien bis zur Regierung

Philip

Philip Augusts, findet man in den Geschichtsschreibern wenig über die Moden. So viel sieht man, daß die Damen dieser Zeit, einige Kleidungsstücke von den römischen Damen angenommen hatten. Im zwölften Jahrhundert, trug das französische Frauenzimmer einen großen Schleier, der ihnen den Kopf und die Schultern bedeckte, so daß man nur einen kleinen Theil ihrer Haare sehen konnte. Die Königinnen und Prinzessinnen trugen auf diesem Schleier eine Krone, oder Art von Diadem. Die Wittwen trugen überdem noch eine Binde, die ihnen die Stirne, den Hals und die Brust bedeckte, ungefähr so wie die heutigen Nonnen tragen. Bey den Mädchen aber war Hals, Gesicht und Haare freyer. Unter Philip dem Schönen und dessen Kindern war der Kopfputz der Damen schon sehr verändert. Man siehet noch in einem Denkmahl des Jahres 1326. die Abbildung der Isabelle von Frankreich, Königin von England, mit einem Hauptschmuck in der Gestalt eines Zuckerhuts von erstaunlicher Größe, an dessen Spitze ein Schleier von sehr feinem Flohr hängt. Unter dieser Mütze sind ihre Haare verborgen, der Hals aber und ein Theil der Brust sind entblößt. Von den Damen aus

ihrem Gefolg haben auch einige solche spitzige Mützen, die unter dem Kinn befestigt sind, andere haben Federbüsche auf dem Kopf.

Der Kopfputz, den die Gemahlin König Karl V. (nach dem Bildniß zu urtheilen, das noch von ihr vorhanden ist) im Jahr 1364 trug, war von einer sehr seltsamen Gestalt, woran aber sehr füglich Geschmeide angebracht werden konnte. Auch die Prinzessinnen, ihre Töchter, sind mit kurzen, aber bloßen und mit Blumenkränzen gezierten Haaren vorgestellt. Bald nachher wurden sehr sonderbare Kopfaufsätze Mode. Einige waren in der Form eines Herzes, andere hatten Hörner, noch andere dienten zur Grundlage, ungefaltete Leinwand in allerhand Form darauf zu bauen. Charlotte von Savoyen, Gemahlin Ludwig XI. ließ ihre Haare in verschiedene Zöpfe binden, die bis ins Genick herabfielen, hernach aber auf dem Kopf wieder zurück geschlagen wurden. Auch mußten um diese Zeit die Thüren in den Pallästen (die man schon wegen den hohen Kopfputz erweitert hatte) noch höher gemacht werden, weil die Mützen, die man zu tragen anfing, eine beträchtliche Höhe hatten. Sie wurden aber nach

und

und nach immer niedriger, und im Anfang des 16ten Jahrhunderts war die ganze Mode verschwunden. Die Königin Anna von Bretagne, hat in ihrem Bildniß nichts auf dem Kopf, als eine Art von Kapuze, mit Perlen und Edelsteinen besezt, dessen beide Seiten auf die Schultern herab hängen, oder unterm Kinn mit einer Schnure kostbarer Perlen befestigt ist. Unter Franz I. fiengen die Damen an sich zu frisiren; über ihre Haare trugen sie eine Art von Callote oder Beutel auf spanische Art. Der Hof Heinrichs II. war noch glänzender, durch den grossen Zufluß der Italiener, die der Katharine von Medicis nach Frankreich folgten. Die Portraits der damaligen Zeit beweisen, daß man schon weiter in der Frisirkunst gekommen war; die Haare der Damen sind in kleine Locken auf beiden Seiten des Kopfs geordnet, oder auch von einem Ohr zum andern belockt.

Von Heinrich III. an bis zu Ludwig XV. wurden die Locken mit Perlen und Edelsteinen durchflochten. Ein langes Gewand, das bis auf die Hosen reichte, die Brust bedeckte, bis ans Handgelenke gieng, und mit einem Gürtel befestigt wurde, war lange Zeit die Kleidung der

französischen Damen. Die Königinnen und Prinzessinnen fügten noch einen langen mit Hermelin gefütterten Mantel hinzu. Dieses Gewand wurde von Männern und Weibern getragen. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß Damen von hohen Stand, auf den Kleidern ihre Wappen trugen. Die Verheiratheten hatten deren zwei, eines so ihr eignes war, das andere so der Mann führte; die Wittwen thaten oft über ihre Wappengewänder ein weisses Scapulier mit schwarzen Thränen besäet, welches sie nicht eher ablegten, als bis sie sich wieder verheiratheten. Außerdem trugen diese Wittwen, anstatt des Gürtels, einen Strick mit großen Knoten, wie die Franziskanernonnen; die Gürtel der Verehlichten aber waren reich mit Galosund Edelsteinen besezt.

Im 15ten Jahrhundert waren diese Wappenkleider schon abgeschaft; die Damen fiengen an ihren Hals, und einen Theil ihrer Brust zu entblößen; sie zierten sich mit Halsbändern und Ohrgehenken von Perlen und Diamanten; sie trugen Schnürbrüste, die sehr zierlich ihre Taille bezeichneten, und aufgeschlagene Mäntel; aber die Ermel giengen noch immer bis zum

Hand-

Handgelenke, und die Unterröcke waren so lang, daß es ohnmöglich ward, das geringste von den Füßen zu sehen.

Sowohl durch die italienischen Kriege, als durch die Mutter Ludwig XII. die eine Italienerin war, wurden die italienischen Moden in Frankreich eingeführt, wodurch denn die Arme entblößt und die Unterröcke kürzer wurden. Da Franz I. und Karl IX. sich mit Prinzessinnen aus dem Hauße Oesterreich vermählet hatten, verdrängten die spanischen Moden die italienischen, oder vermischten sich mit einander. Damals entstanden die Vertugaden, die unsern Reifröcken zum Muster gedient haben, die Halskrausen, wie auch die aufgeschnittenen und zerstückten Aermel und Kleider. Montagne berichtet uns, daß die Weiber seiner Zeit sich kleiner Hölzer bedienten, ihre Seiten zusammen zu pressen, und sich dadurch eine feine Taille zu geben. Er fügt hinzu, daß der Leib so sehr durch diese Maschinen gepreßt wurde, daß das Fleisch an diesen Theilen so hart und unempfindlich ward, wie die groben Hände der Arbeitsleute. Ehe die Damen hieran gewöhnt wurden, standen sie Folterschmerzen aus, sie litten es aber geduldig, weil es die Mode verlangte.

Unter Ludwig XIII. wurden die großen Vertugaden größtentheils abgeschaft; ihre Kleider waren gewöhnlich von Sammt oder Atlaß, unter welchen sie Unterröcke von reichen Zeugen trugen, die noch überdem gestickt waren. Die Ermel waren aufgepuft, und mit Bändern in Reifen gebunden. Es ist wahrscheinlich, daß um diese Zeit, die mit reichen Steinen besetzte Kreuze ein Modearticel der Damen wurden; auch die Rosenkränze wurden damit reichlich besezt, ingleichen waren die Gebetbücher in kostbaren Zeugen eingebunden, und mit goldnen Klammern versehen.

Diese Gebetbücher waren noch lange nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, blos geschrieben, auch wurden sie mit Miniaturgemälden, Zeichnungen und illuminirten Kupferstichen geziert. Sie gehören gewöhnlich zu den Hochzeitgeschenken, auch waren darauf die Wappen, Namenszüge und Devisen der Eheleute angebracht. Zur Mode dieser Zeit gehörte auch sich der Fächer von Federn zu bedienen, ingleichen Geldbeutel und reiche Etuis an einer goldnen Kette auf der Seite hangend zu tragen.

Es waren ohnstreitig die Römer, die in Gallien den Geschmack an Kleinodien einführten, sie waren daselbst anfänglich ziemlich selten, nachdem aber die nordischen Völker Rom geplündert hatten, so wurden die Reichthümer des Reichs bald in alle Provinzen zerstreut, wo sich diese Barbaren festsetzten. Die Perlen wurden schon in den ersten Zeiten der Monarchie zu den königlichen Kronen gebraucht, ingleichen dienten sie, den Hals und die Ohren der vornehmen Damen zu schmücken. Nach den Kreuzzügen wurden sie etwas gemeiner, allein die Hauptvermehrung geschahe, nachdem die Portugiesen den neuen Weg nach Ostindien entdeckt hatten. Unter Ludwig XIV. fieng man an sie gut nachzumachen, und diese Manufactur wurde so sehr vervollkommt, daß man bald die unächten den ächten weit vorzog. Ueberdem ward man aber bald gewahr, daß diese Art von Schmuck der Schönheit der Damen weniger vortheilhaft war, als die Diamanten. Dieser Stein hat beständig den Rang über die andern Edelsteine gehabt; indessen wußten ihn die Alten lange nicht so, wie wir, zu benutzen.

Man siehet davon noch an Prunckgefässen, die noch von den ersten französischen Köni-

gen vorhanden sind, ingleichen an den Reliquien nur Einfaßungen; sie haben aber keinen Glanz, und sehen wie Chrystall de Roche aus. Die Kunst sie zu schneiden, ist erst seit 300 Jahren bekannt, und es sind erst etwas über 100, daß die Kunst sie zu brillantiren erfunden ist. Erst unter der Regierung Karl VII. fiengen die Damen an sich mit Diamanten zu schmücken. Man schreibt der Agnes Sorel die Ehre zu, sie zuerst eingeführt zu haben. Unter Ludwig XI. wurden sie vernachläßigt. Die Königin Anna von Bretagne schien sie zu verachten, aber unter Franz I. kamen sie wieder empor. Die Herzogin von Etampes, Maitresse dieses Monarchen, erhielt vom Kaiser Karl V. einen sehr schönen Diamant zum Geschenk. Unter der Katharina von Medicis wurden sie noch mehr Mode, und man brauchte sie auf allerhand Art in den Haaren, in den Ohren, zu Hals- und Armbändern, zu Schleifen und endlich zu Ringen.

Von den Römern lernte man die geschnittenen Steine zu Petschaften zu gebrauchen. Die Anticken dieser Art kamen durch die Plünderungen von Rom und Griechenland nach Frankreich,

reich, wo man die alten Reliquienkasten noch damit geziert siehet. Ehemals trugen die Damen an ihrem Gürtel Beutel von Sammet und andern kostbaren Zeugen, die mit massiven Goldarbeiten geziert waren, und in der alten Sprache Allmosenbehälter (Aumônieres) genant wurden. Die Könige, Fürsten und Ritter trugen deren auch; diejenigen, die Personen niederen Standes an der Seite hängen hatten, führten einen andern Namen, und dienten statt der Taschen, die noch nicht erfunden waren. Der Ursprung der Taschenuhren ist nicht sehr alt, denn man findet in der Geschichte Kaiser Karl V. daß man diesem Monarchen eine Uhr, als eine sehr sonderbare Sache zum Geschenk machte. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fiengen die Damen an Uhren an dem Gürtel zu tragen. Die Kunst, vortreffliche Taschenuhren zu machen, lernten die Franzosen von einem Engländer, Namens Sally, der sich während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. in Paris niederließ. Die Tobacksdosen sind von späterer Erfindung als die Uhren. Nur in leztern Jahrhundert fiengen die Menschen zuerst an sich des Schnupftobacks zu bedienen. Es war im Jahr 1520, da die Spanier die Tobackspflanze

 in

in Jacatan, einer Provinz der Terra firma fanden, von da dieselbe nach St. Domingo, Maryland, Brasilien, und Europa verpflanzt worden ist. Jean Nicot brachte diese Pflanze 1560 aus Portugal nach Frankreich, und überreichte sie der Königin, Katharina von Medicis, daher nannte man sie Nicotiana. Verschiedene Personen versuchten sie zu kauen, zu rauchen und endlich zu pulverisiren, wogegen ein entsetzlicher Krieg von Seiten der Aerzte sich pro et contra erhob; dennoch faßte diese Pflanze Raum, und erhielt sich trotz aller fernern Angriffe, und breitete sich unter alle Nationen von Amerika bis Japan aus.

Eine Feuersbrunst, die 1590 einen Theil von Moscau einäscherte, wo die Häuser fast alle von Holz waren, und die durch Unachtsamkeit eines Tobacksrauchers entstand, verursachte, daß der Czar Michael Federowiz, Grosvater Peter des Großen, weder den Toback zu rauchen noch einzubringen bei Knutenstrafe verbot. Der Türkische Kaiser, Amurath IV. und Schach Abas, Kaiser von Persien, hatte ihn kurz zuvor in ihren Staaten verboten. In Frank-

reich

reich war die Regierung nicht so grausam. Man begnügte sich 1629 eine Auflage von 30 Sols auf das Pfund Toback zu legen, wodurch er dem Volk bekannter wurde. Was ihn aber besonders empor brachte, war die Erfindung der Dosen. Die erste Form derselben war kögelförmig, und hatte eine kleine Röhre, wodurch man den Toback auf den äußern Theil der Hand schüttete; hernach kamen die silbernen und goldnen, die gravirten, emallirten u. s. w. von allerhand Formen mit reichen Steinen und Gemälden geziert. Mancher also, der kein eigentlicher Liebhaber von Tobackschnupfen war, schnupfte nur deshalb, um seine schöne Dose sehen zu laßen.

Die Stöcke, die zu allen Zeiten von alten und schwachen Leuten getragen wurden, fiengen im vorigen Jahrhundert an, ein Stück der Galanterie zu werden. Indessen bedienten sich die Damen schon im 11ten Jahrhundert der Stöcke, die anstatt des Knopfs einen gedrechselten Kopf eines Vogels oder anderen Thieres hatten. Die Fächer waren ehemals weder zusammengelegt, noch hatten sie die Form der jezigen, sie waren gewöhnlich mit Federn geziert, wie man noch in alten Gemälden sieht.

Unter die neuesten Erfindungen der Franzosen gehören auch die sogenannten Luftmaschinen, welche 1783 im Sept. von den Herren Mongolfier erfunden wurden, und eine erstaunliche Sensation bei allen Nationen verursachten. Sie wurden anfänglich blos mit dem Dampf von Stroh, und andern leicht Feuerfangenden, und vielen Rauch gebenden Materien gefüllt, nachher aber von einem gewissen Herrn Professor Chartres verbessert, welcher eine fixe Luft, aus Zink, Vitriol, und Weinsteinsäure verfertigte, welche nachher als nicht so gefährlich, in Ansehung der Feuersgefahr, welche der Herren Mongolfier ihre Methode oft gedroht hatte, angenommen wurde. Viele Waghälse standen auf, um ihre Vollkommenheit mehr und mehr zu verbreiten, unter denen es keiner bis jezo weiter gebracht hat, als Herr Blanchard, der noch einen Fallschirm dazu verfertigte, und mit seiner Maschine in die Luft gieng. Ein gewisser Herr Pilatre de Rozier, welcher sein Gegner war und eben die Verwegenheit, obgleich nicht gleiche Geschicklichkeit besaß, büßte, da man bei jeder Kunst Lehrgeld geben muß, sein Leben dabei ein, da er von Frankreich nach England durch die Luft fahren wollte. Man hat überall

dergleiz

dergleichen Maschinen nachgemacht, da man aber bis jezt ihren Nutzen noch nicht entdeckt hat, dürfte man sie bald eben so vergessen, wie so viele Dinge schon vergessen worden sind.

Der Luxus, der zu allen Zeiten in Frankreich herrschte, hat eine Menge Prachtgesetze veranlaßt. Das erste dieser Art ist von Karl dem Großen. Da dieser Monarch das erstemal nach Italien zog, brachten seine siegreichen Truppen aus diesem Lande den Geschmack an der Kleiderpracht mit sich, und breiteten ihn bald unter die Nation aus. Man sah nichts anders als seidene Kleider, mit dem kostbarsten Pelzwerk geziert, das die Venetianer aus dem Orient brachten. Der Kaiser, ein Feind aller Pracht, schwieg anfangs dazu stille, und glaubte seine Unterthanen durch sein Beispiel wieder zur Simplicität zurück zu führen, da er aber statt gehofter Verringerung, nur sahe, daß das Uebel sich täglich vermehrte, so bediente er sich der Gewalt, die fernern Progressen desselben zu hemmen. Es ergieng daher eine Verordnung, daß Niemand das beste doppelte Unterkleid höher als mit 20 Sols bezahlen sollte; der Preis des einfachen war 10 Sols, und die übrigen

verhält-

verhältnißweise; das beste Oberkleid mit Marder- oder Fisch-Otter-Häuten gefüttert war, auf 30 Sols, und ein mit Katzenfellen gefüttertes auf 10 Sols festgesetzt. Wer diese Bestimmung überstieg, mußte eine Geldbuße von 40 Sols an den König, und 20 an den Angeber erlegen. Wobei zu wißen ist, daß damals der Sol so viel als 46 der heutigen betrug.

Ludwig der Gütige machte auch Prachtgesetze für die Geistlichen und Soldaten. Beiden wurde verboten, seidne Kleider, wie auch goldne und silberne Zierrathen zu tragen. Besonders wurde den gemeinen Geistlichen die Ringe mit kostbaren Steinen untersagt, und blos Prälaten erlaubt; ingleichen wurden alle mit Gold und Steinen gestickte Gürtel, Schuhe u. s. w. allen Geistlichen verboten, und dieses blos vornehmen Militärpersonen und Rittern bewilligt. Von vorbesagter Regierung an bis zu Ludwig dem Heiligen findet man keine neuen Prachtgesetze. Selbst Ludwig machte eigentlich deren keine; er war für seine Persou sehr mäßig, aber es gab zu seiner Zeit Männer und Weiber, die sehr ausschweifend in ihrem Putze waren, diese wurden von dem König blos mit Sanftmuth getadelt. Ein Mann, pflegte

er zu sagen, muß sauber gekleidet seyn, geschähe es auch nur um seiner Frau zu gefallen; er muß so in seinen Kleidern gehen, daß die vernünftigen Leute nicht sagen können, daß er zu viel, noch die jungen, daß er zu wenig thue.

Philip der Schöne, sein Enkel, begnügte sich nicht mit blosen Worten, sondern machte strenge Gesetze gegen den Luxus. Im Jahr 1294 wurde gegen die Kleidertracht eine große Verordnung bekannt gemacht. „Es wurde den Bürgern verboten, weder Grauwerk noch Hermeline zu tragen; keine Zierrathen von Gold und Edelsteinen zu haben; auch denen Weibern wurden die goldnen und silbernen Kronen untersagt. Kein Geistlicher, der nicht Prälat war, oder sonst eine Würde hatte, durfte kostbares Pelzwerk tragen, außer zur Bedeckung seines Kopfs. Die Herzoge, Grafen und Barone von 6000 Livres Einkünfte, wie auch die Ritter durften allein vier Kleider jährlich haben, ihre Stallmeister und Knappen aber nur zwo. Dieses galt auch von den Prälaten und ihren Almosenieren, Sekretairs und Assistenten. Wer 3000 Livres Einkünfte besaß, hatte die Erlaubniß zu drei Kleidern jährlich, wer 2000 hatte, zu zwei, und so verhältnißweise.

Jun-

Jungen Leuten und unverheiratheten Frauenzimmern wurde nur ein Kleid erlaubt; auch wenn leztere verheirathet waren, mußten sie wenigstens 1000 Livres Renten haben, wenn sie mehr als ein Kleid tragen wollten. Auch der Preiß der Zeuge wurde festgesezt; für die vornehmsten Herren und Damen, 25 Sols die Pariser Elle, für den niedern Adel 18 Sols, für den Stallmeister und Knappen 6 bis 7 Sols; für die angeseh'nsten Bürger 15 bis 16, und für die geringen 10 Sols; für ihre Weiber nur 12 Sols u. s. w. Auf die Uebertretung dieser Verordnungen wurden starke Geldstrafen gesezt." Der Sol der damaligen Zeit galt 12 der jezigen, und der Livre 12 der heutigen. Dieses Prachtgesez wurde weder lange Zeit, noch genau beobachtet.

Karl VII. nachdem er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, machte ebenfalls dergleichen Geseze, die aber auch wenig befolgt wurden. Ludwig XI. ob er gleich immer sehr einfach gekleidet gieng, so liebte man doch die Pracht unter seiner Regierung. Diesem Uebel wollte nun Karl VII. dadurch abhelfen, daß er alle reiche Stoffe im ganzen Königreiche

nigreiche verbot; die seidnen Zeuge waren bloß dem vornehmsten Adel erlaubt. Ein Gesez, wodurch die Tuchmanufacturen in Languedoc sehr empor kamen. Der gute König Ludwig XII. ließ den Luxus unangetastet, ob gleich er und Anna von Bretagne das Beyspiel zur Simplicität gaben. Franz I. aber, der anfangs die Pracht begünstigt hatte, war gezwungen, dem grossen Misbrauch Einhalt zu thun. Er machte ein Gesetz, wodurch allen Unterthanen, selbst den Prinzen verboten wurde, sich in Gold- oder Silberstoff zu kleiden, keine reiche Stickerey zu tragen, auch kein Pferdegeschirr mit Gold und Silber zu zieren, bei 1000 Sols Strafe, die jezt 7 bis 8000 Livres betragen würden. Von diesem Gesetz war bloß die Königliche Familie ausgenommen. Es wurde aber dieses Gesetz durch die Erlaubniß geschwächt, die den Kavaliers und Dames ertheilt wurde, ihre prächtigen Kleider abzutragen. Unter diesem Vorwand blieb es beym Alten, bis sich eine Gelegenheit ereignete, wo der Luxus seine völlige Gewalt wieder erlangte. Dieses war die Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. Königs von England zwischen Guignes und Calais, wo beide Könige einige Tage lang sich

Feste

Feste gaben, wobei nichts gespart, um auf jeder Seite die gröste Pracht zu zeigen, daher auch dieses Feld das goldne Lager genennt wurde. Der Wunsch des Königs von Frankreich, sich in seinem ganzen Glanz zu zeigen, verursachte, daß jeder bis auf den geringsten Hofbedienten Gefahr lief, sich durch einen übertriebenen Aufwand zu ruiniren. „Auf solche Art, sagte Dü Bellai, daß viele ihre Güter mit Waldungen und Mühlen auf ihren Schultern trugen.“

Heinrich II. und seine Maitressen hatten auch einen Hang zur Pracht, man bewieß aber dem König durch Gründe, daß der Luxus dem Staat schädlich sei, daher er ihn 1549 durch ein neues Gesetz mäßigte. Da die Stände von Orleans 1560 versammlet waren, entwarf man vortrefliche Gesetze über verschiedene Gegenstände, welche aber wegen den folgenden bürgerlichen Krieg nicht ausgeführt wurden. Der berühmte Kanzler de l'Hopital ließ 1565 ein Gesetz gegen die Vertugaden ergehen, eine Mode, die von den spanischen Damen herkam, und von den französischen bis zur Leidenschaft geliebt wurde, allein es hatte keinen Bestand mit dergleichen Gesetzen, auch wurden die Vertugaden

bald

bald darauf wieder erlaubt. Karl IX. machte 1567 und 1573 auch Prachtgesetze, ingleichen Heinrich III. 1583, die so wenig wie die andern befolgt wurden.

Heinrich IV. konnte sich mit diesem Gegenstande nicht eher beschäftigen, bis die Ruhe in dem Königreiche wieder hergestellt, und sein Thron befestigt war. Dieses war 1604. Allein geleitet von dem weisen Sully, nahm er sich wohl in Acht, etwas zu verbieten, was im Königreiche verfertigt wurde. Er gab Aufmunterung zum Seidenbau und zu allen Manufacturen, die sich der französischen Seide bedienten; nur fremde Zeuge wurden strenge verboten, so wie alle auswärtige Producte, die zum Luxus gehören, als, Spitzen, Perlen, Diamanten. In diesem Edikt, das 1604 bekannt gemacht wurde, erklärte der König, daß dieses Verboth nur die rechtschaffenen Leute angienge, daß er aber Huren und Spitzbuben die Freiheit ließ, sich nach Gefallen zu kleiden.

Unter Ludwig XIII. bestrebte man sich, der Pracht in Kutschen Einhalt zu thun, die damals ganz vergoldet waren, und wodurch große Summen verschwendet wurden. Dieser Luxus

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

wurde strenge, doch ohne Erfolg untersagt. Indessen siehet man noch heut zu Tage die Beobachtung dieses Gesetzes bey großen Ceremonien an den Kutschen des Kanzlers und andern großen Magistratspersonen, die alsdann in schwarzgeglätteten Wagen fahren, ohne weitere Zierrathen versehen. Der Gebrauch der Miethkutschen wurde erst 1650, und die Fiackres 1637 eingeführt. Nach dem Tode Heinrich IV. verbot Maria von Medizis alle Stickereyen, Tressen auf Kleidern und Hüten, ingleichen alle Degen und Stockbänder.

Im Jahr 1625 gab das Parlament zu Dijon, ein sonderbares Gesetz, worin ausser der Kleiderordnung die Wappen und Titel des Adels, wie auch die Titel anderer Personen beyderley Geschlechts festgesetzt wurde. In diesem Gesetz wird allen Edelleuten, die nicht wirkliche Marquisate, Grafschaften und Baronien besitzen, verboten, den Titel Messire, und ihren Weibern den Titel Dame anzunehmen. Niemand soll sich einen Edelmann nennen, oder Wappen führen, wer seinen Adel nicht gehörig beweisen könne. Es soll sich Niemand unterstehen, die Weiber und Wittwen der Kaufleute, Prokura-

toren,

toren, Notarien ꝛc. Demoiselle zu nennen. Auch wird gedachten Kaufleuten, Prokuratoren u. s. w. verboten, zu erlauben, daß die ihrigen so betittelt werden, und zwar bey 100 Livres Strafe das erste- und 300 Livres das zweytemal. Durch die Bemühungen des großen Kolberts wurden nachher alle Arten Manufacturen in Frankreich vervielfältiget und in Flor gebracht. Die Prachtgesetze wurden abgeschaft, oder blieben unbeobachtet, denn man nahm den Grundsatz in Frankreich an, daß man den Luxus leiten, aber nicht unterdrücken müsse.

Wir wollen nunmehr zu denen Ergötzlichkeiten übergehen, die einen lebhafteren Stof darbieten. Die Vergnügungen gehören zu den Bedürfnißen des Menschen, daher auch fast bey allen Völkern des Alterthums die religiösen Ceremonien mit öffentlichen Ergötzlichkeiten vereinigt waren. Man hatte sich so daran gewöhnt, daß, wenn die ersten christlichen Bischöffe oder Priester, die an die strengen Grundsätze des Christenthums gefesselt waren, an hohen Festtagen alle Arten von Vergnügungen untersagt hatten, sie gewiß der Religion einen Todesstoß versetzt hätten. Als daher die Gallier und

Franzosen die Feste abänderten, wurden sie kaum gewahr, daß sie auch andere Lehrsätze annahmen. Währender Zeit, daß die Druiden in den ihren Gottheiten geheiligten Eichenhainen Mistel schnitten, so tanzten die Gallier oder berauschten sich durch starke Getränke. Nachdem sie die Götter der Römer angenommen hatten, feierten sie ihre Feste nach der Manier dieses berühmten Volks; und da sie Christen wurden, fuhren sie fort die Festtage als blos dem Vergnügen gewidmete Tage zu betrachten. Die feierliche Einweihung war schon bey den Heyden und Juden im Gebrauch; von den Juden ahmten es die Christen nach, allein erst, nachdem Konstantin Kaiser geworden war, geschahen diese Einweihungen mit Pomp. Dieses ist auch der Ursprung der großen Feste, die in den Katholischen Ländern zu Ehren des Schutzpatrons jedesmal gefeiert werden. In den Jahrhunderten der Barbarey erstreckten sich die an solchen Tagen herrschende Vergnügungen bis ins Innere der Kirche. Man gab Mahlzeiten und tanzte dabey.

Der Gebrauch Prozessionen zu halten, ist aus dem höchsten Alterthum. Solche Feierlichkeiten

ten waren allemal eine Ergötzung fürs Volk, eine Erinnerung, was man von den Göttern zu hoffen und zu fürchten hätte, und eine Ermahnung zur Dankbarkeit für alle empfangene Wohlthaten. Es war zu den Zeiten des heiligen Ambrosius, daß dieser heydnische Gebrauch von den Christen angenommen wurde. Man findet noch an manchen Oertern Spuren der Ausschweifungen, die ehemals dabey herrschten. Die berühmte Prozession des heiligen Sakraments zu Aix in der Provence und einige in Flandern geben noch heutiges Tages einen Begriff von diesen Misbräuchen.

Die Krönungstage der französischen Könige waren immer mit öffentlichen Ergötzlichkeiten bezeichnet. In den ersten Zeiten der Monarchie geschahe diese Ceremonie bey den großen Volksversammlungen. Man trug den neuen Monarchen auf einem Schilde dreymal ums Lager herum, auch überreichte man ihm das Schwerd, die Streitart oder die Lanze seines Vorgängers. Nachher bemühte man sich diese militairische Installation noch feierlicher zu machen. Der Thron wurde auf ein Gerüste gesetzt, damit ihn das ganze Volk sehen konnte, der König mit der

Krone auf dem Haupte, den Scepter in der Hand, und mit der königlichen Kleidung angethan, setzte sich auf den Thron nieder, und nahm davon gleichsam Besitz. Hierauf folgten Gastmähler, wo die Vornehmsten der Nation Platz nahmen, während welchen zwanzig Wappenherolde, mit goldnen oder silbernen Schaalen in den Händen, dreymal ausriefen: Freygebigkeit des mächtigsten Königs; und sodann das in den Schaalen befindliche Geld unter das Volk warfen. Das Freudengeschrey war dabey so groß, daß man kaum die Trompeten und Paucken hören konnte.

Keine Feste waren aber in den Augen des Volks schöner, noch angenehmer, als diejenigen, die man bey dem Einzug der Isabelle von Bayern, Gemahlin Königs Karl VI. sahe. Man hatte in der Straße St. Denis einen Triumpfbogen errichtet, wo die drey Personen der Gottheit vorgestellt wurden, und zwar in einem bald gewölkten, bald gestirnten Himmel, woselbst ein Trupp als Engel gekleidete Kinder, Konzerte machten. Als die Königin in ihrer offenen Sänfte, durch das Thor dieses komischen Paradieses passirte, stiegen zwey Engel herab,

die

die eine goldne reich mit Edelsteinen besetzte Krone in Händen hielten, die sie singend der Königin auf das Haupt setzten. Was aber die meiste Verwunderung erregte, war der außerordentliche Flug eines Mannes, der von der Thurmspitze der Kirche Notre Dame auf einem Stricke herabfuhr, eine Krone der Königin aufsetzte, und sich darauf wieder in die Höhe begab. Um seine Kühnheit desto auffallender zu machen, hielt er in jeder Hand eine Fackel, damit ihn bey der Dunkelheit ganz Paris sehen konnte.

Bey dem Einzug Karl VII. nachdem die Engländer aus dem Königreiche vertrieben worden waren, wurden von der Paßions-Brüderschaft, Mysterien vorgestellt. Aehnliche Feste wurden auch bey dem Einzug Ludwig XI. gesehen. Malinger in seinen Jahrbüchern von Paris erzählt, daß sich bey der Fontaine du Ponceau in der Straße St. Denis verschiedene schöne nackende Mädchen befanden, die Syrenen vorstellten, und Schäferlieder sangen. Der Einzug der Anna von Bretagne ist dadurch merkwürdig, daß man aus Vorsorge für die Damen und andere Frauenzimmer des königlichen Gefolgs, kleine Haufen von zehn bis zwölf Per-

sonen mit Nachtgeschirr in allen Straßen placirt hatte, wo der Zug durch ging. Auch der Einzug der Königin Klaudia, Gemahlin Franz I. zeichnete sich aus. Nicht allein die Königin und die Prinzessinnen von Geblüt, sondern auch die Herzoginnen und Gräfinnen waren mit Kronen geziert. Um die herzoglichen Kronen war ein Zirkel von Gold mit Blumen umwunden, der Zirkel der Gräfinnen aber war mit Perlen besetzt. An allen Ecken der Straßen sahe man allegorische Maskeraden, die die Tugenden, die Götter des Heydenthums, Personen aus dem alten Testament, und der alten Geschichte vorstellten.

Es ist schwer die Zeit zu bestimmen, wo der Gebrauch anfing, Wein für das Volk laufen zu lassen. Monstrelet berichtet, daß bey dem Einzug Karl VI. und seiner Gemahlin Isabelle von Bayern, in verschiedenen Plätzen der Stadt, den ganzen Tag und die Nacht durch, Wein aus metallenen Zapfen und Röhren floß, wobey das Volk sich lustig machte. Beym Einzug Karl VII. sahe man in der Straße St. Denis einen Springbrunnen mit vier Röhren; aus einer sprang Milch, aus der andern rother,

aus der dritten weisser Wein, aus der vierten aber Wasser.

Zu allen Zeiten wurden die Vermählungen des königlichen Hauses mit Lustbarkeiten begangen, ob sie gleich bey den alten Galliern und Franken von keinem großen Glanze waren; durch die römischen Sitten wurde man nach und nach erst an glänzende Feierlichkeiten gewöhnt. Dieses waren Gastmähler, Gesang, Tanz, Illuminationen und Freudenfeuer. Die Vermählung Heinrich III. mit Isabelle von Lothringen, verursachte prächtigere Feste, als man noch seit dem Anfang der Monarchie gesehen hatte.

Indessen haben große Monarchen, die ihren Hof und ihr Volk ergötzen wollen, keinen Vorwand dazu nöthig. Dieses hat man oft unter den Regierungen der letzten französischen Könige gesehen. Heinrich IV. gab verschiedene Feste, und der große Sully, so streng er auch übrigens war, hatte selbst die Oberdirection der Hofbälle und Lustbarkeiten, woraus der Vortheil entstand, daß Ordnung und kluge Oekonomie allenthalben herrschte. Das Ministerium des Richelieu sowohl als auch des Mazarins, zeich-

nete sich durch allerhand Feste und prächtige Schauspiele aus. Das Opern-Theater in Paris am Palais Roial, das vor 24 Jahren abbrante, wurde auf Befehl des Kardinal Richelieu erbaut, um eine große Maschinen-Komödie aufzuführen, die er selbst verfertiget hatte.

Der Kardinal Mazarin war es, der die Opern in Frankreich einführte. Die prächtigsten Feste sahe man unter Ludwig XIV. Dasjenige, das zu Versailles unter dem Titel: Die Vergnügungen der bezauberten Insel, gegeben wurde, erhielt die Bewunderung von ganz Europa, welches von diesem Augenblick an, Frankreich zum Muster bey seinen Lustbarkeiten erwählte.

Aber die edelste Belustigung der alten Franzosen waren die berühmten Turnierspiele, soviel Gefahr auch damit verknüpft war. Der Todesfall Heinrichs II. der bey einem Turnier von dem Grafen von Montgommeri tödtlich verwundet wurde, wie auch der Tod Heinrichs von Bourbon Montpensier, Prinzen von Geblüte, der auch bey einer solchen Gelegenheit durch einen Sturz vom Pferde umkam, trugen viel bey,

diese

diese gefährliche Uebungen abzuschaffen, und mit diesen verschwand auch der alte Geist der Ritterschaft gänzlich.

Der Ursprung der Turniere ist ungewiß und fabelhaft. Die wahre Geschichte aber belehrt uns, daß, nachdem im Jahr 842 die Enkel Karl des Großen, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, sich nach einem blutigen Kriege versöhnt hatten, sie noch einige Zeit beysammen blieben, und sich gegenseitig, um sowohl ihre eigene als auch ihrer Hofleute Geschicklichkeit zu zeigen, Turniere und Karoussels gaben. Die ersten Turniergesetze sind vom Jahr 1066. Ein Ritter, Namens Gottfried von Preuilly war, wie man sagt, der Gesetzgeber, und auch das Opfer dieser Uebungen, denn er wurde unter der Regierung Philip I. zu Angers bey einem Turnier verrätherischer Weise umgebracht.

Diese Gesetze sowohl als auch diejenigen, die man nachher dazu gemacht hat, beweisen, daß man keinesweges die Absicht hatte, diese Spiele mörderisch zu machen. Die Turnierrichter, die alle alte ehrwürdige Ritter von geprüfter Tapferkeit waren, untersuchten die Schwerter, um zu

sehen,

sehen, ob sie bey beyden Theilen von gleicher Länge und ohne Spitze waren. Indessen erlaubte man, daß sie auf einer Seite schneidend seyn konnten, weil die Ritter mit Eisen bedeckt waren; allein es war ihnen strenge verboten, mit den Schwertern zu stechen. Die Uebertreter dieser Regeln wurden zu einer Geldstrafe verdammt, und aus den Schranken ausgeschlossen. Man mußte ein anerkannter Ritter seyn, oder wenigstens ein Knappe. Dieses waren junge Edelleute, die noch nicht förmlich zu Rittern waren gemacht worden. Durch die Turniere erlangten sie Gelegenheit, diesen Grad zu erhalten, und wie man damals sagte, ihre Sporen zu verdienen. Denn nur den Rittern allein war es erlaubt, vergoldete Sporen zu tragen.

Der Geschmack an Turnieren kam von Frankreich nach Deutschland und England. Wobey zu merken ist, daß von allen Nationen, die Deutschen am schwürigsten wegen der Adelsprobe derjenigen waren, die bey diesen Spielen zugelassen wurden, daher auch die adelichen Familien dieses Reichs, deren Namen in den alten Turnierbüchern figuriren, sich unter dem andern Adel auszeichnen.

Man kündigte die Turniere mit vielen Ceremonien an. Sobald die Schranken geöfnet waren, näherten sich die Ritter mit kriegerischer Musik; oft wurden sie von den Damen an die Schranken geführt. Sie trugen gewöhnlich die Leibfarbe ihrer Schönen; oft hatten sie einen Gürtel, einen Schleier, ein Armband, oder sonst ein Kleidungsstück aus den Händen ihrer Damen empfangen, womit sie bey solchen Gelegenheiten öffentlich prangten. Diese Geschenke wurden sehr häufig ausgetheilt; man liest auch in dem Roman des Perceforest, daß am Ende eines Turniers, die Damen so sehr von ihrem Putz entblößt waren, daß sich die meisten im bloßen Kopf mit über die Schultern hängenden Haaren befanden; ja selbst die Ermel von ihren Kleidern waren abgeschnitten und den Rittern gegeben worden. Mit diesen kostbaren Zeichen der Hochachtung zierte der Ritter die Spitze seiner Lanze. Wenn er dieses theure Pfand während der Action verlohr, so schickte ihm seine Dame ein anderes. Was aber den Ehrgeitz der Ritter am meisten spornte, war die Ehre, den Preiß der Tapferkeit öffentlich von den Händen der erlauchtesten aller anwesenden Damen zu empfangen. Bisweilen fochten am ersten

Tage die alten Ritter gegeneinander, und überließen hernach das Feld den Stallmeistern und Knappen; manchmal fingen auch diese an, und machten gleichsam das Präludium.

Es fiel anfangs den Damen schwer, Zuschauerinnen dieser Gefechte zu seyn, und zwar wegen der Unglücksfälle, die sehr häufig dabey vorfielen; indessen zwang man sie ordentlich dazu, da man ihnen dabey die ehrenvollsten Vorzüge einräumte. Sie hatten auch das Recht, Friedensrichter zu ernennen, deren Amt ihre Vermittelung erfoderte, wenn ein Ritter aus Versehn die Turniergesetze übertreten, und da die Waffen von vielen auf sich gezogen hatte. Diese Fehler waren: ausser seiner Reihe zu fechten; das Pferd seines Gegners zu verwunden; mit der Lanze jemand ins Gesicht zu rennen; einen Ritter anzufallen, der den Helm offen hatte; u. s. w. Der Friedensrichter war mit einer langen Picke oder auch mit einer Lanze bewafnet, die er gegen den strafbaren Ritter neigte. Dieses war das Zeichen der Gnade, und daß er sich nunmehr unter dem Schutz der Damen befände, wodurch er für weitere Anfälle gesichert war. Nach geendigtem Turnier wurde der

Preis dem Sieger durch die Turnierrichter zuerkannt, die allemal alte Ritter waren. In Fällen, wo sich Zweifel vorfanden, wurde die Sache vor dem Tribunal der Damen anhängig gemacht, deren Ausspruch alsdann entscheidend war. Der Sieger hatte das Recht, der Dame, die den Preiß austheilte, einen Kuß zu geben, wodurch sein Triumpf erhöhet wurde. Das erste Turnier, das in der französischen Geschichte vorkommt, ist vom Jahr 1203. Alle Edelleute und Ritter waren zu diesem Endzweck zu *Moret en Gatinois* versammlet, als der König Philip August ꝛc. erfuhr, daß der Herzog von der Normandie, Johann, mit dem Beynamen ohne Land (sans terre) die Stadt Alençon belagert hatte, er suchte sie daher auf, und führte sie gegen seinen Feind, der gezwungen ward, die Belagerung aufzuheben; ein Theil des feindlichen Heeres wurde vernichtet, und der Rest zerstreut.

Der Heilige Ludwig liebte die Turniere nicht, sondern machte sich vielmehr Gewissensscrupel bey einer Ergötzung, wo man sein Leben wagen mußte. Philip der Kühne, sein Sohn, gab deren verschiedene; bey einem derselben verlohr

sein

sein Bruder Robert, Graf von Clermont, zwar nicht das Leben, aber doch gänzlich den Verstand, durch die gewaltigen Schläge, die er auf den Kopf empfing. Im Jahr 1389 unter der Regierung Karl VI. sahe man sehr prächtige Turniere, woselbst nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftstellers die schönsten Stöße von der Welt zu Ehren der Damen geschahen. Das letzte von allen Turnieren war 1559, wobey Heinrich II. sein Leben verlohr.

Eine andere kriegerische Uebung war auch in Frankreich im Gebrauch, die man den Pas d' Armes nannte, und folgendermaßen geschah: Verschiedene Ritter vereinigten sich, um einen gewissen Platz, Straße oder Brücke zu vertheidigen. Niemand konnte solche Oerter passiren, ohne sich herum zu schlagen. Derjenige Ritter, der den Paß vertheidigte, hing seine Waffen an einen Baum oder Pfahl, welche von demjenigen mit dem Degen berührt wurden, der die Passage erkämpfen wollte. Dieses war das Zeichen der Ausforderung. Gewöhnlich war ein Preiß darauf gesetzt, der dem Sieger zu Theil wurde.

Auf die Turnierspiele folgten die Karoussels, die nicht gefährlich waren. Heinrich IV. gab

1605 und 1606 deren sehr prächtige. Dieses thaten auch Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Die angenehmste aller dieser Uebungen zu Pferde war das Ringelrennen. Die Ringe die die Ritter mit der Lanze abstachen, waren der Preiß des Ueberwinders. Diese Preiße waren, wie bekannt, bey den Griechen, Kronen; die neueren Helden aber kämpften um Scherpen, Armbänder und andere Faveurs der Damen. Der berühmte Ritter Bayard kämpfte in Savoyen um den Ermel seiner Dame.

Die Gewohnheit, sich an gewissen Tagen im Jahr zu erlustigen, ist in Frankreich seit vielen Jahrhunderten im Gebrauch. Der erste Tag des Jahres war bey den alten Galliern ein sehr feierliches Fest. An diesem Tage sammleten die Druiden die Misteln mit großen Ceremonien. Im neuern Frankreich ist dieses ein Tag der Komplimente, und allein der heiligen drey Königstag ist die wahre Zeit, wo sich das Volk belustiget; eine Gewohnheit, die von den römischen Saturnalien herrührt. Bey diesen alten Festen zogen die Kinder das Loos, um einen König zu wählen, der über alles was vorging, die Aufsicht hatte, und jedem Gaste vorschrieb, wo-

mit er seinen Talenten zufolge die Gesellschaft belustigen sollte. Geht man noch weiter zurück, so findet man, daß derjenige, der bey den Juden zum König des Festes bey solchen Gelegenheiten ernennt war, eine Krone von Blumen oder Zweigen empfing, die ihm von den Gästen mit allerhand Ceremonien aufgesetzt wurde. Jetzo wird dieses drey Königsfest in den Familien durch Schmausereyen gefeiert, wobey der König wird, der eine in einem dabey aufgetragenen Kuchen verborgene Bohne in seinem Stück Kuchen findet.

Den Ursprung des Karnevals leitet man von den Bachanalien, Saturnalien und Lupercalien her; Feste, die durch die Römer so berühmt geworden sind. Die Maskeraden gaben auch in der That eine Vorstellung davon. Man ist indessen gezwungen zu gestehen, daß das heutige Karneval nur gleichsam ein Schatten gegen das ehemalige ist.

Die Ergötzungen am ersten May haben auch ihre Quelle in den römischen Gebräuchen. Bey diesem Volke gingen die jungen Leute beyderley Geschlechts an diesem Tage mit Aufgang der Sonne auf das Feld, um grüne Zweige zu pflücken.

Diese trugen sie mit Ceremonie nach der Stadt, und zierten damit die Hausthüren ihrer nächsten Freunde und Verwandte. Diese jungen Leute fanden bey ihrer Rückkunft in den Straßen der Stadt gedeckte Tische mit allerhand Speisen versehen. An diesem Tage wurde nicht gearbeitet, alle Stände mischten sich unter einander, und es ging bunt über Eck; ein jeder zierte sich mit grünen Zweigen, daher noch das übliche Sprüchwort kommt: On ne me prend point sans Verd. Dieses ist der Ursprung der mit Blumen behängten Bäume, die man in diesen Tagen vor den Häusern vornehmer Personen sieht. Ein Gebrauch, der seit langer Zeit zu den herrschaftlichen Rechten gehört. Die Gesellschaft der Schreiber des Pariser Parlaments, die 1303 gestiftet wurde, und mehr unter dem Namen der Basoche bekannt ist, erhielt 1548 von Heinrich II. für einige geleistete wichtige Dienste das Recht, in den königlichen Waldungen Bäume nach Gefallen umzuhauen und sich derselben am Maytage zu bedienen. Die Basoche ist noch im Besitz dieses Vorrechts, allein das gedrückte Volk sieht jetzt nicht mehr den ersten May für einen Tag des öffentlichen Vergnügens mehr an.

Die Freudenfeuer am Johannistage sind fast alle ausgelöscht, und man hat nicht das Vergnügen mehr das Volk an diesem Tage, der in die schönste Jahreszeit fällt, voller Freude bey ihren Feuern herumspringen zu sehen. Diese Freudenfeuer waren auf eine Sage des alten Testaments gegründet, wo es heißt, daß die Völker sich über die Geburt Johannis freuen werden.

Es sind jetzt etwas über zwey hundert Jahr, daß in den französischen Provinzialstädten noch komische und lächerliche Societäten waren, die daselbst den Geist der Munterkeit unterhielten. In Dijon befand sich eine unter dem Namen der närrischen Mutter, bey welcher sich der Prinz von Conde' 1626 aufnehmen ließ, und die 1630 aufgehoben wurde. Zu Lille in Flandern war eine Gesellschaft unter dem Namen *Epinette*, die ihren Ursprung aus dem 13ten Jahrhundert herleitete, und 1536 durch den menschenfeindlichen Philip dem II. König von Spanien gleichfalls vernichtet wurde. Von der Gesellschaft der Hörnerträger zu Rouen sind noch die Memoires in verschiedenen Bibliotheken vorhanden, und beweisen das Sonderbare dieser Stif-

tung.

tung. Auch Marseille hatte eine dergleichen. Die Freyheit zu reden und zu schreiben, die von dieser Gesellschaft sehr gemißbraucht wurde, veranlaßte ihre Aufhebung.

Die Tage der Ernde und besonders der Weinlese, waren ehemahls Volksfeste, die aber durch die außerordentlichen Auflagen in Frankreich fast ganz eingegangen sind. „Denn wie ist es möglich (rufen die patriotischen Verfasser der Sittengeschichte hier aus) sich über den Ueberfluß bey einer Weinlese in Gegenwart von Beamten zu freuen, die schon voraus den besten Theil davon verzehren.

Das Martinsfest ist in dem Bauernkalender nicht mehr mit rothen Buchstaben gezeichnet, denn diejenigen, die an diesem Tage Gänse essen, und sichs wohl seyn lassen, sind keine Bauern, sondern wohlhabende Bürger. Dieses gilt auch von Weynachtsfesten, und überhaupt von allen Tagen der Freude, die heut zu Tage fast alle ausgestrichen worden sind.

Die Jahrmärkte, die für den Handel erfunden wurden, dienen auch zum Vergnügen. Daher sind die berühmtesten Jahrmärkte des Kö-

nigreichs diejenigen, wo man sich am besten ergötzt. Der älteste und berühmteste dieser Märkte, wovon aber jetzt noch kaum Spuren übrig sind, war der von St. Denis. Man will behaupten, daß Karl der Große ihn Anfangs zu Aachen anlegte, daß er aber nachher von Karl dem Kahlen 1109 nach St. Denis verlegt wurde. Dieser Jahrmarkt erhielt sonderbare Privilegien von den Päbsten, den Königen, den Erzbischöffen zu Sens, den Bischöffen zu Paris und den Aebten zu St. Denis. Unter andern Waaren wurde hier ein großer Handel mit Pergament und Pappier getrieben. Die Landstraße von Paris bis an diesen Ort war ganz mit Kramläden und Buden überdeckt, wo man sich ergötzte. Nach und nach näherten sich die Kaufleute der Stadt Paris, und zierten mit ihren Waaren den St. Lorenz Jahrmarkt in der Vorstadt St. Denis; aber auch dieser ging vor 25 Jahren ganz ein, und man zog die Boulevards oder Wälle zu Paris vor, woselbst die Spatziergänge häufig besucht wurden. Ein neuer Pariser Jahrmarkt, der anfangs auf dem Platz Vendome, hernach auf dem Platz Ludwig XV. gehalten wurde, hat auch nur kurze Zeit gedauert. Der einzige alte

Jahr-

Jahrmarkt in Paris, der sich troz der französischen Unbeständigkeit erhalten hat, ist derjenige von St. Germain, dessen Succeß seit 300 Jahren der nämliche gewesen ist. Er wurde 1282 angelegt. Schon 963 gab es in Champagne sehr berühmte Märkte, die ansehnliche Privilegien hatten, und der Handlung große Vortheile verschaften. Zu Troyes waren deren jährlich zween, die man den kalten und den warmen Markt nannte, weil einer im Sommer, der andere im Herbst fiel.

Unter den Märkten in den französischen Provinzen, hat die Messe zu Beaucaire an der Rhone in Nieder-Languedoc den ersten Rang. Sie ist von allen Zöllen befreyt, Kraft eines Privilegiums, das Raymond, Graf von Toulouse den Einwohnern 1217 ertheilte, und nachher von verschiedenen Königen bestättigt worden ist. Diese Messe war sonst sehr glänzend, hat aber nach Versicherung einiger Handelsleute jezt sehr abgenommen.

Die Messe von Chiubrai in der Normandie steht auch in großem Ruf. Ihre Errichtung wird Wilhelm dem Eroberer zugeschrieben, der

ein Schloß in der Vorstadt von Falaise hatte, wo sie gehalten wird. Es geschieht daselbst ein beträchtlicher Handel mit Leinwand und Zeugen u. s. w., auch ist allemal ein starker Pferde- und Viehhandel dabey, und für alle Arten von Vergnügen wird auch Sorge getragen.

Die Spatziergänge in Paris sind gewissermaßen tägliche Märkte, wo sich das Volk versammlet, um sich zu vergnügen. Die Promenaden sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt haben ihre bestimmten Tage, wo sie am häufigsten besucht werden. Der Garten des Pallasts der Tuillerien ist nach dem Plan des berühmten le Notre angelegt. Seit einem halben Jahrhundert sind die Wälle der meisten französischen Städte in Spatziergänge verwandelt worden. Die Wirthshäuser auf dem Lande in der Nähe der Städte ist noch das einzige Vergnügen des gemeinen Volks, welches besonders in denen nahe bey Paris gelegenen, den Wein wohlfeiler, bisweilen auch besser als in der Stadt bekömmt. Die Kaffeehäuser sind seit 30 Jahren ganz zurückgekommen. Bejahrte Personen erinnern sich noch wohl der Kaffeehäuser, deren einige für schöne Geister, andere für Neuigkeitsforscher

forscher bestimmt waren. Die strenge Polizey hat diese Zusammenkünfte gehemmt, und das freye Reden hart bestraft, besonders wenn es an öffentlichen Orten geschah, daher jetzo die schönen Geister ihr Theater von den Kaffeehäusern in die Privatgesellschaften verlegt haben. Was man sich sonst im Procopischen Kaffeehaus sagte, wird jetzo in periodischen Blättern geschrieben.

Die Schauspiele der alten Celten und Franken waren äußerst einfach, und sowohl der Barbarey dieser Völker als der Jahrhunderte angemessen, in welchen sie vorgestellt wurden. Von den Römern lernten die Gallier die Fechterspiele, die Kämpfe mit den wilden Thieren und die Wassergefechte, die man unter der Benennung Naumachie kennt. In einigen französischen Provinzen findet man noch Reste von Amphitheatern, wie auch von Wasserbehältern und Kanälen, die zur Ausfüllung der hierzu erfoderlichen Bassins dienten. Wahrscheinlich kamen die dramatischen Spiele des römischen Theaters auch nach Gallien, da aber sowohl Gallier als Franken kein Latein (wenigstens schlecht) verstanden, so konnten sie natürlich hieran keinen Geschmack finden, daher

gefielen ihnen blos die Vorstellungen der Mimen und Pantomimen. Auch waren ihnen diese letztern unter der ersten Reihe der französischen Könige von allen andern römischen Schauspielen übrig blieben. Die Masken dieser Komödianten waren scheußlich, und ihre Geberden sowohl als Ausdrücke in der Volkssprache sehr frey, ja unanständig. Dieses verursachte, daß die Kirchenversammlungen diese Possen verboten. Man schloß nicht allein die Possenreisser von der Gemeinschaft der Gläubigen aus, sondern legte auch denjenigen geistliche Strafen auf, die ihnen zuhörten. Dieses ist die Quelle des lächerlichen Vorurtheils, das noch jetzt in Frankreich gegen den Stand der Schauspieler herrscht.

Die einzige Art von Schauspiel, das in diesen entfernten Zeiten einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreichte, war das Seiltanzen. Die Römer hatten deren viererley Arten. Die ersten tanzten auf ein ausgespantes Seil; die zweyten voltigirten um ein loses Seil; die dritten stürzten sich von einem Thurm herab; und die vierten machten allerhand Sprünge. Diese Spiele waren allen Zeiten und allen Oer-

tern der Monarchie gemein. Da diese Ergötzungen weder mit den Fortschritten noch dem Verfall der Künste und Wissenschaften das geringste zu schaffen hatten, so ist es begreiflich, daß sie in dem barbarischen Zeitalter nichts von ihrer erlangten Vollkommenheit verloren. Mit den Schauspielen aber, die zur Dichtkunst, Musik und Tanzkunst gehören, hat es eine andere Bewandniß. Alle Kenntnisse der Römer dieser Art, die nach Gallien gekommen waren, verloren sich bald, und Frankreich war im 11ten 12ten und 13ten Jahrhundert dahin gebracht, keine andere Schauspiele als die von Possenreissern zu sehen. Diese machten zu gleicher Zeit Profession vom Dichten, waren Sänger, Musikanten, Erzähler, Tänzer, Luftspringer und Taschenspieler, kurz, sie waren wahre Fragmente von allen möglichen Wissenschaften. Es ist aber hierbey eine Erklärung höchst nöthig, wie diese Leute alle so verschiedne Talente vereinigten, wodurch sie das Volk in Erstaunen setzten, und sich die Gunst der Fürsten verschaften, denn sie waren im Gefolge bey allen Höfen, und keine Feyerlichkeit ward ohne ihr Zuthun begangen.

Als Poeten waren es wahrscheinlich nicht ihre eignen Verse die sie hersagten, sondern Verse

von Troubadours, oder Provincial Dichtern verfertigt, die sie auswendig lernten, und zu gelegner Zeit schiklich anzubringen wußten. Fügten sie ja etwas aus eigner Fabrike hierzu, so war es gewiß schlechter und unanständiger.

Man unterschied diese Verse in Cais, oder in Stanzen und Strofen abgetheilte Gedichte; syruentes, oder Gedichte, die mit Lobeserhebungen und Satyre vermischt, oft auch mit allegorischen und moralischen Denksprüchen vermischt waren; in tansons, die Liebes-Galanterie- und Ritter-Fragen enthielten; endlich auch in fabliaux, die kleine Histörchen waren, die von den Possenspielern auf eine komische Art vorgetragen wurden. Dieses war vornehmlich ihr Triumpf; auch sind eine Menge dieser Stücke übrig geblieben, worunter einige sehr artig sind. Sie waren Erzähler, denn sie erzählten theils in Prosa, theils in Versen, galante oder Heldengeschichte, die wahrscheinlich die Quelle unserer Romane gewesen sind. Als Sänger begleiteten sie die Instrumente mit ihrer Stimme, und als Musikanten wußten sie auswendig Melodie und Worte der besten Poeten, unter welchen Ritter, ja selbst Prinzen waren. Da

ihnen

ihnen in ihren Liedern ausdrücklich unanständige Worte verboten waren, die sie oft aus dem Stegreif einmischten, so ersetzten sie dieses durch allerhand Geberden, womit sie ihre Gesänge begleiteten. Sie tanzten auch nach eben diesen Gesängen. Die Luftspringer thaten oft sehr gefährliche Sprünge und ließen solche auch von Affen thun, die sie gewöhnlich mit sich führten. Man hat noch eine Verordnung aufbehalten, worinne unter der Regierung des heiligen Ludwigs der Waarenzoll an den Thoren von Paris bestimmt wurde. Nach diesem Tarif mußte ein jeder Possenspieler, der einen Affen nach der Hauptstadt brachte, anstatt des Zolls, Sprünge und Kapriolets von diesen Thieren machen lassen. Daher das Sprüchwort entstanden ist: payer en Monnoye de Singe. Den Possenspielern selbst legte die Verordnung auf, an Zahlungs statt einige Lieder zu singen.

Im Anfang der Regierung Philip Augusts, waren die Zoten dieser Gauckler so sehr anstößig, daß dieser junge Monarch sie aus seinen Staaten vertrieb, und diese Possen gänzlich untersagte. Indessen verbesserten einige, was Misfallen erregt hatte, und sie wurden wieder ge-

litten,

litten, man war aber genöthigt, sie mit Drohungen und öfters durch Strafen in ihren Schranken zu halten. Das letzte hierüber abgefaßte Gesetz ist vom Jahr 1395 und verdammt die Uebelthäter sowohl zu einer Geldstrafe, als auch zu einem zweymonatlichen Gefängniß bey Wasser und Brod. Es ist aber merkwürdig, daß nicht alle Gauckler von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen wurden, weil sowohl die weltliche als geistliche Macht sich vereinigte, ihnen eine Brüderschaft in der St. Julien-Kirche zu bewilligen, die daher St. Iulien de Menetriers genannt wurde. Die benachbarte Straße, jetzo St. Julien, hieß ehemals die Gauckler straße, weil sie daselbst wohnten.

Seit der Epoke der eben erwähnten Verordnung findet man in der französischen Geschichte keine Meldung mehr von Vorstellungen der Gauckler (Iongleurs), nicht daß der Gebrauch dieser Schauspiele sich ganz verloren hatte, sondern weil sich die vornehmsten Akteurs nachher begnügten, erstaunliche und gefährliche Sprünge mit dem Degen und andern Waffen zu machen. Daher man sie mit dem spanischen Worte Batalores bezeichnete, woraus die französische Be-

nen-

nennung Bataleurs entstanden ist. Zu diesen Uebungen kam noch das Seiltanzen, welche sich beyde bis jetzt erhalten haben.

Die Gauckler hatten kein Theater, sondern trieben ihre Possen allenthalben, wo sie sich befanden. Ihre Spiele waren selten Dialogen, und niemals machten sie eine vollständige Handlung aus, daher man diese nicht für die Stifter des französischen Theaters ansehen muß, wohl aber die Brüder von der Passion, die zuerst den Einfall hatten, die Mysterien der christlichen Religion aufs Theater zu bringen.

Am Ende des 14ten Jahrhunderts fingen die Pilgrimme an, die aus dem gelobten Lande, vom Berge St. Michael in der Normandie, von Sainte Reine in Bourgogne, von Notre Dame du Puy in Languedoc und andere Andachtsörter zurück gekommen waren, über ihre Reisen Gesänge zu verfertigen, worein sie Erzählungen vom Leben und Tode Christi und der Heiligen mischten. Alles dieses geschahe zwar auf eine plumpe Art, die aber doch dem einfältigen Zuhörer pathetisch dünkte. Sie besungen die Wunder der Heiligen, ihren Märtyrertod, und gewisse Fabeln, denen die Leicht-

gläu-

gläubigkeit des Volks den Namen Erscheinungen gab. Die Pilger gingen Truppweise, und sungen in den Straßen in ihrer grotesken Kleidung, denn ihre Hüte und Mäntel waren ganz mit Muscheln bedeckt, und mit Bildern geziert. So waren die ersten französischen Acteurs beschaffen. Dieses Schauspiel gefiel dem Volke, und feuerte die Andacht einiger Pariser Bürger an, Geld zusammen zu schießen, um ein Theater zu errichten, woselbst man an Festtagen sowohl zum Unterricht als Vergnügen der Zuschauer Vorstellungen gab. Der erste Versuch dieser Mysterien geschah in dem Flecken St. Maur-les Fosses ohnweit Paris, wo die neuen Schauspieler die Leidensgeschichte Christi vorstellten. Der Zulauf war so außerordentlich, daß der davon benachrichtigte Prevot von Paris, einem Gesetz von 1398 zufolge, den Einwohnern von St. Maur uud der andern Oerter seiner Jurisdiction verbieten ließ, ohne Erlaubniß des Königs, ferner zu spielen. Die Schauspieler gaben Bittschriften bey Hofe ein. Bevor aber der König Karl VI. Antwort ertheilte; wollte er dieses Schauspiel, welches einen solchen Lerm gemacht hatte, selbst sehen. Es gefiel ihm so sehr, daß er gleich den Acteurs Freyheitsbriefe

ausfertigen ließ, um sie für künftige Hindernisse zu sichern. Vermittelst dieses Privilegiums, nahmen die Pilger den Titel an: Brüder der Passion. Dieses Beyspiel der Hauptstadt wurde in den vornehmsten Städten des Königreichs nachgeahmt, und allenthalben Theater errichtet.

Die ersten Dramen, die diese frommen Komödianten spielten, waren zu ernsthaft, um lange zu gefallen, das Volk fing endlich an diese Mysterien satt zu werden, und verlangte was Lustiges. Dieses veranlaßte, daß sich eine Societät formirte, die aus den Schreibern der Parlamentsprocuratoren bestand, die die Vorstellung von Schwänken zum Gegenstand hatte. Das Haupt der Truppe führte den Titel: Prinz der Narren, und die Farzen erhielten den Namen: Sottisen. Diese neue Art von Dramen erhielt außerordentlichen Beyfall unter den Regierungen Karl VI. und Karl VII. allein sie arteten bald in abscheuliche Satyren aus; daher der letzte Monarch, so bald er die Engländer aus Frankreich vertrieben hatte, den Schreibern der Basoche verbot, irgend ein Stück zu spielen, wodurch der gute Name eines Bürgers, oder die guten Sitten verletzt würden,

bei Strafe eines 14tägigen Gefängnisses bei Wasser und Brod. Da man dieser Verordnung nicht gehorchte, wurden diese Spiele ganz untersagt. Dieses dauerte von 1476 bis zur Regierung Ludwig XII. der nicht nur alle Theater wieder herstellte, und die Privilegien seiner Vorfahren bestättigte, sondern auch den Poeten erlaubte, in ihren Werken alle Laster seiner Unterthanen, ohne Ausnahme der Personen, und ohne Schonung zu rügen. Daher waren alle Farçen, so lange dieser König lebte, nichts als Schmähungen; da aber Franz I. den Thron bestieg, und diese schändlichen Satyren verboten wurden, nahmen diese Basochianer ihre Zuflucht zur Maske, um alle diejenigen Personen, gegen die sie etwas hatten, natürlich abzuschildern. Dieser neue Ungehorsam gab diesen Herren den lezten Stoß, und bewürkte ihre Aufhebung. Ihre so getauften Farçen waren Vorläufer von den nachfolgenden Lustspielen, so wie die Mysterien der Paßions-Brüderschaft die Trauerspiele veranlaßte.

Der Geschmack an den Farçen dauerte in Frankreich bis die Meisterstücke des Corneille erschienen. Gautier, Garguille, Tabarin, Brus-

Bruscambille, Turlupin, und andere mehr spielten diese lächerlichen Possen fast zu gleicher Zeit, da der Cinna, die Sophonisbe des Mairet, der Wenzeslaus des Rotrou, die Marianne des Tristan, und selbst die Andromache des Racine vorgestellt wurden. Die vortreflichen Komödien des Moliere verdrängten vollends alle Farçen, und die vorbenannten Tragödiendichter brachten bald die Versuche des Jodelle und des Hardo in Vergessenheit.

Die Tragikomödie, die jezt aus der Mode gekommen ist, war eine heroische Komödie, deren Entwicklung glücklich seyn mußte. Garnier wird für den ersten gehalten, der den Schauspielen dieser Art, den Nahmen Tragikomödien gegeben hat. Auch wird seine Brodamante so genannt. Die beiden Corneille haben ebenfalls viele ihrer Dramen mit diesem Titel bezeichnet. Auch die Schäferspiele haben ihr Ende genommen, weil sie wider die Sitten und Karakter der Nation waren, und Langeweile machten.

Nachdem die französische Komödie einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, und die verschiedenen Schauspielergesellschaften

ten eine einzige zusammengezogen waren, wollte man der Nation Veränderung in ihren Schauspielen verschaffen, wobei dennoch das erste Theater die Ehre beibehielt, wirklich national zu seyn.

Zwo Truppen italienischer Komödianten etablirten sich nach einander in Paris, und entsagten fast ganz dem Geist und der Sprache ihres Vaterlandes, um französische Schauspiele zu geben, die, ob gleich sehr unterhaltend, doch von denjenigen unterschieden sind, die auf dem Nationaltheater gespielt werden.

Da die deklamirte französische Poesie und Prosa den Franzosen, ja dem ganzen Europa vortrefliche Schauspiele gegeben hatte, so mußte die Musik sowohl durch sich selbst, als durch die Erhöhung der Reize der Dichtkunst, durch die Leitung der Tänze und Ballette, und dadurch, daß sie zum Vorwand diente, prächtige Verzierungen und bewunderungswürdige Maschinen anzubringen, der Welt das Meisterstück der Schauspiele, die französische Oper *) dar-

*) Wir bitten unsere Leser zu bedenken, daß hier ein Franzose spricht, und uns daher nicht dessen Sünden auf unsre Schultern zu laden. Der lächer-

darstellen. Es war im Karneval 1648, daß der Kardinal Mazarin die italienische Oper Orfeo, im Palais Royal vorstellen ließ; die schönen Verzierungen, die Flug- und andern Maschinen, die zu derselben gebraucht wurden, rissen alle Zuschauer zur Bewunderung hin, daher man dieselbe 1660 bei der Vermählung Ludwig XIV. wiederholte. Man gab bei dieser Gelegenheit die italienische Oper Ecole Amante, denn man glaubte damals, daß die französische Sprache nie zur dramatischen Musik würde gebraucht werden können. Der Abbe Perrin aber, unterstützt von dem Organisten Lambert, war andrer Meinung, und gab den Parisern eine französische Oper, unter dem Titel: Pomona, die Beifall erhielt, allein nachher erschienen Quinault und Lully, die durch ihre vortreflichen Werke die Pomona bald in Vergessenheit brachten. Diese beiden berühmten Männer veränderten in Frankreich die gan-

lächerliche Eigendünkel dieser Nation ist ja bekannt genug; auch haben wir viele Prahlereyn dieses Werks theils gemäßigt, theils weggelassen, um unsern deutschen Lesern keinen Verdruß zu machen.

ze lyrische Scene, die Rameau nachher noch mehr vervollkommt hat.

Es waren bereits viele Bücher über die französische Musik geschrieben, allein ein ganz neues Werk des De la Borde, worinn das gröste Detail mit der genauesten Richtigkeit verbunden ist, erschöpft alles, was über diese Materie zu sagen ist. Man kennt jezt alle Instrumente, deren sich die alten Ministeels bedienten, und weiß, wie sie sich in die heutigen nach und nach verwandelt haben. Es war im Jahr 1286, daß Guys, ein Mönch aus Arezzo in Toskana, die sechs berühmten Sylben zu den Tönen in der Musik und andere zur Tonkunst nöthige Dinge erfand. Diese Erfindungen kamen unter der Regierung des Königs Robert nach Frankreich, aber es war erst 1330, daß ein Pariser, Namens Desmures, die Noten erfand, und sie anstatt der Sylben auf die Linien sezte, worauf denn nach und nach die weitern Verbesserungen erfolgten. Diese vervollkommte Tonkunst diente nicht allein in Kirchen und Konzerten, sondern man rief sie auch zu Hülfe, um die Munterkeit in den Komödien dadurch zu vermehren, daß man bisweilen den Gesang mit der Deklamation vermischte; allein vorzüglich

in

in der Oper ist es, wo die Musik in ihrem ganzen Glanz erscheint. Lully, ein Italiener, erfand die Kunst, die Worte der französischen Dichter auf eine solche Art in Musik zu setzen, die dem Ton der französischen Deklamation und Sprache gemäß war. Nach dem Maas, daß sich die Tonkunst in Italien vervollkommete, suchten die Franzosen ihnen Schritt vor Schritt zu folgen, da aber weder die französische Sprache, Aussprache und Accente verändert worden, seitdem Lully die Worte derselben (wie oben gesagt) in Musik sezte, so folgt daraus, daß man die lyrischen Scenen, noch so wie zu seiner Zeit singen müsse, weil die Verse des Corneille und Racine noch eben so, wie unter den Augen dieser großen Dichter deklamirt werden, oder doch deklamirt werden sollten. Doch sind währender Zeit die Ballets und das Orchester sehr verbessert worden.

Zur Nachahmung der großen Opern, und unter dem Schuz dieses Schauspiels, hat man komische Opern etablirt. Anfangs waren dieses nur kleine lustige Stücke mit Gassenliedern vermischt, oft voller Salz und feiner Kritik, die mitten unter den Dörnern, die die andern Schau-

spiele auf ihrem Weg ausstreueten, dennoch eine geraume Zeit das Publikum ergözten. Bald aber wurden diese artigen Kleinigkeiten besser bearbeitet, und mit einer wohlgewählten Musik versehen, so, daß sie jezt beinahe den italienischen Operetten wenig nachgeben; die Schauspiele auf dem Boulevard sind ein Gemisch von Musik, Tanz, Pantomime und Dialog, und sind eine Ergözung für die gemeinen Leute, wiewohl sie manchmal auch von Standespersonen besucht werden.

Die öffentlichen Konzerte sind auch ein neuer Beitrag zu den Ergözlichkeiten. Es ist jezt keine grosse Stadt in Frankreich, wo nicht öffentliche Konzerte gegeben würden. Indessen haben die Privilegien der Oper zu Paris, die jezt die Akademie der Musik genannt wird, verschiedenemal denen Konzerten, die fürs Geld gegeben wurden, Einhalt gethan. Nur dem einigen Concert spirituel, das schon seit 50 Jahren existirt, hat die Akademie nicht schaden können, wo die andern Schauspiele geschloßen sind. Die Musik dieses Konzerts ist die nämliche, die man in den Kathedralkirchen, und in der königlichen Kapelle zu Versailles hört, und ist nach

dem Urtheil der Franzosen der italienischen Musik vorzuziehen, allein seit einiger Zeit hat man die französische Vokal-Kirchenmusik sehr italienisirt, auch die Instrumental-Musik bei diesen Konzerten vermehrt; man hat sogar italienische Arien singen lassen, deren Inhalt eben nicht erbaulich (spirituel) sind. —

Die Tanzkunst, die unter den Griechen so blühend war, wurde in den Jahrhunderten der Barbarei mit allen andern Künsten begraben, und gieng auch wieder mit ihnen in Italien im 15ten Jahrhundert aus der Asche hervor. Sie zeigte sich das erstemal in ihrem Glanz bei dem prächtigen Feste, das in Tortona bei der Vermählung des Herzogs von Mailand mit der Isabella von Arragonien gegeben wurde. Dieses ist die Epoke von der Wiederherstellung der Ballets. Seit dieser Zeit hat man alles in Ballets vorgestellt, historische, fabelhafte und poetische Gegenstände aller Arten. Alle Verkleidungen und Ausdrücke in Geberden wurden zu Hülfe genommen, um die Kunst der Pantomime zu unterstützen. Die Ballets in Frankreich seit der Regierung der Katharine von Medicis bis 1671 waren fast alle sinnreich und

prächtig. Ludwig XIV. tanzte in seiner Jugend selbst mit den vornehmsten Personen seines Hofes. Seit der Einführung der Oper in Frankreich, hat man die großen Ballets mit diesem Schauspiel vereinigt. Es war im Jahr 1681, daß man zum erstenmal Tänzerinnen auf dem Operntheater sahe, und zwar bei der Vorstellung des Triumpfs der Liebe, der 10ten Oper des Lully. Vorher waren es verkleidete Tänzer in Larven und Frauenskleidern. Die ersten Tänzerinnen erhoben sich sehr wenig von der Erde und sprangen gar nicht; ihr Tanz war ernst und edel, nach dem Beispiel der vornehmen Hofdamen, die in den königlichen Balleten tanzten. Nachher sonderte man die Theatertänze ganz von den gewöhnlichen ab, und führte Sprünge und patomimische Tänze ein, die auch bei der Oper blieben.

In dieser Art von Sprüngen, die sich erst unter den lezten Regierungen anfiengen, erwarb sich die vor 10 Jahren verstorbene Demoiselle Lamargo den ersten Beifall. Die Röcke drr Tänzerin, die erst sehr lang waren, wurden nach und nach immer kürzer, ja endlich machte diese Gattung von Tänzen die Unterhosen nöthig,

wovon die Mode aus Italien kam, allein die Lamargo hat sich niemals derselben bedient.

Die Bälle gehören auch zu den öffentlichen und angenehmsten Ergötzungen. Ihre Geschichte in Frankreich ist sehr alt. Schon die Könige der ersten Reihe, gaben ihren Unterthanen Bälle, unter der dritten Reihe, machten sie einen Theil von Ergötzlichkeiten bei der Aufnahme der Ritter aus. Die erstern Ballets und Bälle gehören zusammen, da die ersten gleichsam Zwischentänze der letztern waren. Als Philip der Schöne 1313 die Prinzen von Geblüt zu Rittern schlug, tanzten die Pariser Bürger verschiedene Ballets in dem Hofe des Pallasts und in der Insel Notre Dame.

Hierunter war ein Ballet von Wilden, die alle in Leinwand, auf welcher man Werg mit Harz angeklebt hatte, gekleidet und gefesselt waren. Diese Masquerade hätte Karl VI. bald das Leben gekostet. Er war einer der Wilden und führte vier andere in Ketten zusammengeschlossen. Der Herzog von Orleans näherte sich unvorsichtiger Weise mit einer Fackel zu sehr einem dieser Wilden, dessen Kleidung Feuer

fieng.

fieng, und es sogleich den andern Masken mittheilte, die sich wegen der Fesseln nicht trennen konnten.

Die Herzogin von Berry hatte die Geistesgegenwart, den König mit dem Schweif ihres Kleides zu umwickeln, wodurch das Feuer erstickt wurde. Der König war der einzige von der Gruppe, der mit dem Leben davon kam. Der Graf von Joigni starb auf der Stelle, die andern, lauter Leute von den ersten Familien, starben wenig Tage nach dieser Begebenheit.

Seit der Regierung Franz I. hat man beständig Bälle am französischen Hofe gegeben, allein erst unter Ludwig XIV. wurden sie glänzend und prächtig. Auf den masquirten Bällen sahe man sinnreiche Verkleidungen; jezt sind sie nicht mehr so glänzend, da die Bequemlichkeit den Domino eingeführt hat. Die Opernbälle im Winter sind seit 60 Jahren im Gebrauch. Doch wird auch im Sommer oft Ball gegeben, vorzüglich in der Nähe von Paris.

Die Theaterverzierungen und Maschinen, die so viel zum Pomp der Schauspiele beitragen,

gen, hat man den Italienern zu danken, die davon die ersten Muster gegeben haben. Wir lesen noch mit Bewunderung von den grossen Wirkungen, die durch diese Verzierungs- und Maschinenkunst vormals hervorgebracht wurden. Dieselbe Kunst muß auch den Illuminateur leiten, der bei öffentlichen Festen die Plätze, Häuser und Palläste großer Städte erleuchten muß, wobei er seine Talente entwickeln kann. Ein gleiches gilt von den Feuerschauspielen, sowohl zu Lande als zu Wasser.

Zu den öffentlichen Vergnügungen der Franzosen gehören auch die Marionetten, deren Erfindung sehr alt ist, und die einer Namens Brioche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder hervorgesucht hat. Seit dieser Epoke hat die Geschicklichkeit und die lustigen Schwänke dieser kleinen Figuren, die dem Ansehen nach bloß Kinder ergötzen sollten, beständig eine Menge von Zuschauern zu diesen Spielen gezogen, die sonst auf Delikatesse und Geschmack Anspruch machen. Ein Pendant zu dieser Ergözlichkeit sind die fremden Thiere und andere Seltenheiten, die auf den Märkten gezeigt werden.

Von

Von den grausamen Fechterspielen, die durch die Römer nach Gallien kamen, sind jetzo keine Spuren mehr übrig, als verschiedene Ruinen von Amphitheatern und Kampfplätzen, die man noch zu Nimes, zu Lion und in einigen andern Städten des Königreichs siehet. Die christliche Religion hat diesen abscheulichen Gebrauch abgeschaft, indessen erlaubte sie einen andern eben nicht bessern, nämlich den Zweikampf, den das Volk wie ein Schauspiel ansahe. Doch hat dieser Misbrauch auch sein Ende erreicht, und sind bloß die Thierkämpfe von allen blutigen Spielen übrig geblieben, allein auch diese sind jetzo eben so sehr verachtet, als sie ehemals unter der zweiten Reihe der Könige beliebt waren. Man weiß aus der Geschichte, daß Pipin der erste in der 2ten Reihe, sich dadurch der Krone würdig zeigte, daß er in einem solchen Schauspiel einen Löwen erlegte, der im Begriff war einen Stier zu zerreissen. Die Kampfplätze waren eben so sehr unter der dritten Reihe der Könige besucht, denn Philip von Valois kaufte ein an dem Louvre liegendes Kornmagazin, worinne er Löwen und Bären verwahrte, die vor ihm und seinem Hofe kämpfen mußten. Biese Bude war noch unter Franz I.

vorhanden, wurde aber unter Heinrich II. auf denselben Grund versetzt, wo jetze der Garten der Thuillerien ist. Bey Vincennes war eine andere, mit geräumigen Gallerien für den königlichen Hofstaat versehen. Man erzält von einem schreckhaften Traum Heinrich III. worinne es ihm vorkam, als ob ihn wilde Thiere zerreissen wollten, daher er den Befehl gab, alle in seiner Menagerie vorhandenen umzubringen. Seit dieser Zeit hat man solche Thiere bloß zum Vergnügen unterhalten.

Dieses ist ein kurzer Abriß aller öffentlichen Ergözlichkeiten der Franzosen zu allen Zeiten der Monarchie; wir wollen nun auch eine kurze Nachricht von ihren Privatvergnügungen geben.

Das erste, was sich hier darstellt, ist das Vergnügen der Jagd, die jederzeit von dem französischen Adel besonders geliebt wurde. Man betrachtete sie als ein Bild des Krieges, und nach Abschaffung der Turniere als die edelsten Leibesübungen. Schon die Griechen und Römer liebten die Jagd, doch leztere nur eine Zeitlang, denn dieses kriegerische Volk, das in allen Landen der Erde Feinde aufsuchte, und unaufhör-

lich mit Menschen kämpfte, hielt es für eine ihnen unwürdige Beschäftigung, Thiere zu jagen.

Die amerikanischen Wilden sehen die Jagd für eins der wichtigsten Geschäfte ihres Lebens an, da sie ihnen Nahrung und Kleidung verschaft. Dieses war der nämliche Fall mit den Celten und Franken, daher diese barbarischen Völker, nachdem sie Gallien erobert hatten, die Jagd zu ihrem Vergnügen fortsetzten, weil sie das Land voller Wild fanden.

Die Jagd wurde anfangs allen Franken erlaubt; es war hinreichend frey zu seyn, um jagen zu können. Unter der ersten Reihe der Könige wurden Maaßregeln zur Erhaltung des Wildprets blos gegen Sklaven genommen. In dieser Zeit ernannten die Könige einen Jägermeister, der nachher den Titel Oberjägermeister bekam. Sobald aber das Lehnsystem eingeführt wurde, fiel das Jagdrecht einzig und allein den Gutsherren und grossen Lehnbesitzern zu, wobei aber der König als Ober-Lehnherr außer seinen Domainen im ganzen Königreich jagen konnte. Aus diesen Grundsätzen sind alle noch vorhandenen Jagdgesetze entstanden, die

alle

alle zum Vergnügen des Königs und der Großen des Landes gemacht sind.

Die Hirschjagd wird für die vornehmste von allen gehalten, und noch heut zu Tage ist sie eine Ergötzlichkeit der französischen Könige und des reichsten Adels.

Der Posten eines Oberjägermeisters ist eins der erstern Kronämter; die Jagdjunker und andere Jagdbeamten, die unter ihnen stehen, sind in so großer Anzahl, (hier möchte man dazu setzen, gewesen, denn wer weiß nicht, was alles bei dem jetzigen Könige eingeschränkt worden ist?) daß sie ein Korps formiren; auch sind die Kosten für die Hunde und Pferde außerordentlich.

Weder die Griechen noch Römer und alten Gallier konnten den Hirsch jagen, sie suchten dieses Thier durch Schlingen zu fangen, oder mit Pfeilen zu durchbohren, wenn sie es fanden, allein zu Karls des Großen Zeit, ward die gewöhnliche Jagd Mode. Der Ardenner und Schwarzwald waren voller Hirsche und gaben diesem Monarchen die beste Gelegenheit, seiner Leidenschaft nachzuhängen. Oft wurde

er durch Nachsetzen an den Gegenden bei Aachen bis zu den Wäldern von Kompiegne und Senlis geführt.

Man findet nicht, daß die Könige der ersten Reihe sich mit der Hirschjagd, sondern mit der Büffeljagd vergnügten, eine Art wilder Stiere, die jetzo nicht mehr in den französischen Wäldern gefunden werden. Wir lesen im Gregoier de Tours, daß Chontran, König von Burgund so eifersüchtig über diese Jagd war, daß es verschiedenen seiner Hofleute das Leben kostete, weil sie einen Büffelochsen ohne seine Erlaubniß erlegt hatten.

Die Wolfsjagd ist lange Zeit in Frankreich Mode gewesen, auch ist noch jetzo die Charge eines Oberwolfjägers der Krone vorhanden, nebst allen zur Wolfsjagd gehörigen Beamten *). Der Dauphin, einzige Sohn Ludwig XIV. liebte diese Jagd vorzüglich, seit seinem Tod aber, der sich im Anfang des jetzigen Jahrhunderts ereignete,

*) Bey den vielen Einschränkungen die der französische Hof zu machen, gezwungen war, ist auch diese höchst unnütze Bedienung abgeschaft worden.

ereignete, hat man dieses gefährliche Wild nicht länger zur Jagd zu erhalten gesucht, sondern es bloß verfolgt, um es auszurotten. Man hat deshalb auch in allen Provinzen Belohnungen auf alle Wolfsköpfe ausgesetzt, um sie ganz zu vertilgen, wie man vor 600 Jahren in England gethan hat. Auch die Fuchsjagd geschiehet in Frankreich blos, um selbige auszurotten, denen man Fallstricke legt.

Ueber alle diese verschiedenen Arten von Jagden, die man die große Jagd nennt, hat man seit einigen Jahrhunderten viel geschrieben, ja selbst Personen vom höchsten Range, als der Kaiser Friedrich II. Gason Phöbus, Graf von Foix, dessen Familie den Thron von Navarra besessen hat, und Karl IX. König von Frankreich schrieben über diese Materie. Das sonderbarste Buch aber über die Jagd ist von einem unbekannten Verfasser, und führt den Titel: Roman du Roi Motus et de la Reine Ratio.

(Hier folgt nun eine Beschreibung der kleinen Jagd, welche wir, da selbige schon besser in Deutschland getrieben wird, auch was darunter begriffen wird, bekannt genug ist, weglassen.)

Die Falkenjagd, die ehemals in so großen Ansehen stand, und worüber so viele Fürsten Bücher geschrieben haben, ist seit einiger Zeit sehr herunter gekommen. Unter der zweiten Reihe der französischen Könige war bereits ein Falkonier mit im Hofdienst, unter der dritten bekam er den Titel Falkenmeister, woraus endlich unter Karl VI. der Titel Großfalkonier von Frankreich entstand, den der Marquis von Entragues noch heut zu Tage besitzt. Das Gefolge hierzu ist sehr zahlreich, obgleich diese Leute sehr selten gebraucht werden.

Unter den Schriftstellern über das Falkenwesen steht der Naturkündiger Plinius oben an, der in Ansehung dieser Materie die physischen Bücher des Aristoteles anführt. Man hat ein Buch unter dem Titel: Rei accipitrariae scriptores, worinnen verschiedene Abhandlungen von alten Griechen gefunden werden, die aber neuer als Plinius sind. Indessen wird der Kaiser Friedrich II. für den ersten neuen Schriftsteller, ja selbst für den Gesetzgeber der Falkenjagd gehalten. Die Italiener und Spanier haben auch viele Werke über die Jagd der Raubthiere geschrieben. Unter den Franzosen haben hier-

von gehandelt: Jean de Franchieres, Tardit, und Arteloudie d' Alagona, deren Schriften im Jahr 1567 in einem Quartband vereinigt wurden.

Man hat noch ein besonderes Buch über die Falkenjagd, das 1644 herauskam und Karl d' Arcussia, Herr von Esparon zum Verfasser hatte.

Unter den Falken sind die weissen die schönsten. Man zierte ihnen vormals den Hals und die Klauen mit goldnen Ringen. Diese Thiere waren das edelste Geschenk, das man seinem Lehnherrn bringen konnte. Da weder der Adler, noch der Geyer zur Jagd abgerichtet werden können, so ist der Falke der vornehmste Raubvogel, der dazu dienen kann; auch andere geringere Raubvögel werden dazu abgerichtet, Lerchen, Wachteln und Amseln zu fangen, darunter gehört der Sperber. Die Damen und ihre Stallmeister im 14ten Jahrhundert, trugen diese Vögel auf der Hand, wie die heutigen Damen ihre Schoßhündchen auf dem Arm tragen. Auf vielen alten Denkmälern und Gräbern siehet man diesen Gebrauch abgebildet.

Der Fischfang, als eine Ergötzlichkeit betrachtet, wurde ehemals von den Römern und Italienern sehr geliebt, allein für die französische Lebhaftigkeit ist es ein zu kaltes Spiel, daher es auch nicht sehr getrieben wird. Indessen giebt es eine Fischerey von Fröschen, die des Nachts bei Fakkeln geschiehet, und die ziemlich belustigend ist.

Die Geschichte der Spiele, würde einen ganzen Band allein ausmachen, wenn wir sie alle anführen wollten, es ist aber gewiß hinreichend, der interessantsten von allen Arten zu erwähnen.

Die Spiele, deren Gegenstand Leibesübungen sind, hatten bei den Griechen den Namen der Gymnastischen, und waren bei diesem berühmten Volk in solchem Ansehen, daß sie die Aufmerksamkeit des versammleten Griechenlands zu Olympia und im Corinthischen Isthmus auf sich zogen, wo die Sieger die besten Belohnungen erhielten. Diese Spiele waren Wettrennen zu Fuß, und mit Wagen, das Ringen, die Faustgefechte, das Werfen nach dem Ziele, u. s. w. Alle diese Spiele sind ganz vergessen, und wir kennen blos einige Leibesübungen, die daraus entstanden sind.

Das

Das Ballspiel wurde von den Griechen sehr geliebt, und zeitig nach Gallien gebracht, entweder aus Griechenland nach Marseille, oder nachdem die Römer dies Land erobert hatten. Lacedämon, Sicyon, und Lydien stritten sich um die Ehre, dieses Spiel erfunden zu haben, das schon zu Homers Zeiten bekannt war. Die Athenienser übten sich darinne in ihren Gymnasien, und bewilligten dem Carier Aristonikus, Ballspieler Alexanders des Großen, nicht allein das Bürgerrecht, sondern errichteten ihm auch Bildsäulen.

Es scheint, daß die Bälle der Alten, wie viele der unsrigen gemacht waren; ein kleines Päckgen Wolle oder Sand mit Ueberzügen von Häuten. Die Bälle von Stricken, Tuch und mit durchnähten Ueberzügen sind von neuerer Art. Sie wurden mit blosser Hand geschlagen, denn die Erfindung der Raketten und anderer Werkzeuge, den Ball zu treiben, ist nicht sehr alt, sondern ist nach dem Pasquier erst in der Mitte des 15ten Jahrhunderts im Gebrauch.

Der Coricus war ein Spiel, dessen sich die Alten sehr bedienten, da es ihnen von den Aerzten, nach dem Bericht des Galenus, als eine

heilsame Leibesbewegung vorgeschrieben war. Es bestand darinne, daß man einen Sack mit Kleyen oder Mehl durch einen Strick an einem die Decke unterstützenden Balken befestigen ließ, und sich denselben in einem engen Raum, oder zwischen 2 Linien, die man nicht übertreten durfte, zuwarf; die Regel war, den Sack mit festen Fuß zu erwarten, ihn mit gleicher Gewalt seinem Gegner zurückzuschicken, und ihn wo möglich zu Boden zu werfen. Das Spiel scheint dem ersten Anschein nach nicht sehr belustigend zu seyn, es sind aber vielleicht Umstände dazu gekommen, die es doch vermöge der Schwierigkeiten anziehend gemacht haben.

In den Ballhäusern in Frankreich waren beständig Leute, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben; diese nannte man Naquets; allein die Großen übertrugen dieses Geschäft meistens ihren jungen Bedienten, woraus das Wort Laquais entstanden ist, das nach dem Menage blos eine Ausartung von Naquets ist. Das Volantspiel kommt auch vom Ballspiel her, und wurde am Ende des 15ten Jahrhunderts erfunden.

Die hölzernen Kugeln waren den Römern nicht bekannt, man kann auch nicht angeben, wenn sie es in Frankreich wurden; so viel wissen wir, daß das Mailspiel ehemals sehr geschätzt, und wie ein königliches Spiel angesehen wurde. Seit einiger Zeit find es aber keinen grossen Beifall mehr, weil es sehr ermüdend ist. Dieses Spiel nannte man sonst Pall-Male, daher kommt auch das Wort pêle mêle. Im vorigen Jahrhundert hatte man auch ein vom Mail abhängendes Spiel, das den Namen Paßspiel (Jeu de Passes) führte, und jezt ganz vergessen ist.

Das Spiel mit Kugeln war noch vor kurzer Zeit den Pariser Bürgern ein angenehmer Zeitvertreib, allein jezt wird es selten gespielt. Weder die Griechen, Römer noch Gallier kannten es, und dennoch ist es sehr alt in Frankreich. Der König Karl V. der Weise genannt, verboth es sowohl als das Kegel- und Ballspiel, weil man damals viel Geld darinnen verlohr, die Karten noch nicht erfunden, und die mehresten Würfelspiele noch nicht im Gebrauch waren.

Die Kegel hat man dem Volk und besonders den Bauern überlassen. Man unterscheidet in Frankreich zweierlei Arten, deren eine das Spiel von Siam, führt, weil die Erfindung desselben zu der Zeit geschahe, da die Gesanden dieses asiatischen Königreichs unter Ludwig XIV. nach Frankreich kamen.

Das Billardspiel ist nicht sehr alt, allein im vorigen Jahrhundert kam es erst empor, und erhält sich noch immer, Ludwig XIV. liebte es sehr. Die Spiele Trou Madame und La Roulette, die auch theils mit elfenbeinernen, theils mit hölzernen Kugeln gespielt werden, sind neuerer Art; das leztere ist ein wahres Hazardspiel, in welchem man vor 50 Jahren viel Geld verlohr. Zu diesem Spiele gehört eine Maschine in der Form einer Gallerie, um welcher die Spielenden stehen, und weisse und schwarze Kugeln hinein werfen, welche nach vielem Umherlaufen, in einem weissen, oder schwarzen Fache stehen bleiben, wodurch der Gewinn oder Verlust bestimmt wird.

Das unter dem Namen Murra in Italien so sehr bekannte Spiel, war den Alten auch

schon bekannt, und ist von den Franzosen viele Jahrhunderte lang gespielt worden. Es bestehet darinne, daß man seinem Gegner eine gewisse Anzahl Finger zeigt, der ebendasselbe zu gleicher Zeit thut, und man gewinnt, wenn man die Anzahl der Finger erräth, daher man bey diesem Spiel nichts als die Augen nöthig hat.

Der berühmten Helena wird dieses Spiel zugeschrieben; man sagt, daß sie es mit Paris spielte, und gewann. So viel ist gewiß, daß die Griechen schon die Murra kannten, von denen sie zu den Römern kam, die dieses Spiel so lieb gewannen, daß sie häufige Wetten dabei thaten, so wie man heutiges Tages thut, wenn man gerade oder ungerade spielt.

Cicero, um einen Mann von der größten Rechtschaffenheit zu schildern, sagt: Dignus est qui cum eo in tenebris micet. In den Statuten des von dem Herzog von Nevers 1605 gestifteten Ordens vom gelben Bande, der nicht lange gedauert hat, wird den Rittern befohlen, oft die Murra zu spielen; ein Beweiß, daß dieses Spiel damals bei dem französischen Adel sehr beliebt war.

Wir

Wir übergehen hier wieder einige unbedeutende Spiele, und gehen zu dem Schachspiel über, das, wo nicht das älteste, doch das edelste und schönste aller sitzenden Spiele ist. Man hat sehr viel über dessen Ursprung gestritten, es ist aber jetzt außer Zweifel, daß es aus Indien zu uns gekommen ist. Sogar schon vor Erfindung der Buchdruckerkunst disputirten sich die Gelehrten, um die Regeln dieses Spiels zu bestimmen, und die Bedeutungen der Steine und Züge zu erklären; dieses veranlaßte geometrische und arithmetische Calkuls, wie auch politische, militärische und historische Abhandlungen, die voller Gelehrsamkeit steckten. Es leben in Frankreich jezt große Tonkünstler, die zugleich große Schachspieler sind, (als z. E. Philidor, der in Frankreich in beiden für den größten Meister gehalten wird.) Es ist auch vielleicht mehr Aehnlichkeit zwischen dem Schachspiel und der Musik, als man wohl glaubt. Man darf sich erinnern, daß auf jeder Seite beim Schachspiel 16 Steine befindlich sind, wovon 8 Hauptsteine, und die andern 8 untergeordnete sind, die auf einem Schachbret von 64 Fächern bewegt werden.

In

In der Musik findet man 6 bis 7 Töne, und 12 oder 13 Laute, die auf 5 Linien geordnet werden, durch deren Zusammensetzung die schwerste Musik ausgeführt wird, so wie man mit der oben besagten Anzahl Steine die Züge im Schachspiel bis ins Unendliche vervielfältigt.

Das Trictrac, oder Tokadille, das im Damenbret mit Würfeln aus Bechern gespielt wird, ist nach dem Schach das vorzüglichste. Die alten Römer kannten schon ein Spiel, das viele Aehnlichkeit mit diesem hatte, und das sie Latruncula nannten. Von diesem Spiel sind folgende entstanden: Revertier, Toute Table Tournecase, Dames rabattues, Jeu du Toc, die alle leichter zu spielen sind, als Trictrac.

Die Würfel waren schon bei den Griechen und Römern bekannt. Man hat Vermuthungen, daß sie von Palamedes während der Belagerung von Troja erfunden wurden. Die noch gebräuchlichen Würfelspiele sind mannichfaltig, die bekanntesten sind: la Raffle, le Passe dix, le Domino u. s. w. Das Crebs ist auch ein Würfelspiel, das seit einigen Jahren aus England nach Frankreich gekommen und da-

selbst

selbst Mode geworden ist. Die Militairpersonen in Frankreich unter der ersten und zweiten Reihe hatten eine große Neigung zum Würfelspiel, das nachher eine ordentliche Sucht wurde. Ob gleich alle andere Spiele verboten wurden, so unterstand sich doch niemand die Würfel zu verbieten. Ludwig XI. war ohngeacht seiner scheinbaren Strenge ein eifriger Liebhaber vom Würfelspiel. Nach diesem Monarchen dauerte der Geschmack an Hazardspielen bis zur Regierung Heinrich III. der sie mit Leidenschaft liebte, daher auch die Wuth zu spielen aufs höchste stieg. Nach seinem Tod aber fiel sie ein wenig. Unter Ludwig XIV. erfand man neue Hazardspiele, die in einem Augenblick Reiche zu Arme machen können.

Die ersten Gesetze gegen die Spiele wurden von Karl dem Großen und Ludwig dem Gütigen gegeben. Ludwig der Heilige, erneuerte sie. Karl V. empfahl alle Spiele, die zur Leibesübung dienten, verbot aber alle Hazardspiele. Franz I. bestellte Richter im Jahr 1527, um die Streitigkeiten der Ballspieler zu schlichten. Unter den Regierungen von Heinrich II, Franz II. Karl IX. und Heinrich III.

hatten

hatten die Spieler Ruhe; die Regierung Heinrich IV. war ihr Triumpf; endlich aber erschien unter Ludwig XIII. 1611 eine scharfe Verordnung gegen die Spielakademien, und einige sowohl von den Spielern, als Spielwirthe, wurden sehr hart bestraft. Seit dieser Zeit sind mehrere Verordnungen, und eine neue sehr strenge erst 1782 erschienen, allein keine kann die Wurzel ausrotten, es hat nur seine Natur verändert, indem man die Hazardspiele mit Karten, den Würfeln vorgezogen hat.

Man hat Bilderspiele, wobey man sich der Würfel bedient, als das Gänsespiel (l'Oie); andere hingegen, die ohne Würfel mit Kugeln gespielt werden, in welchen Nummern enthalten sind, als Biribi Cavagnole, la Belle, und das Lotto, die alle Hazardspiele und mehr oder weniger gefährlich nach Beschaffenheit ihrer Regeln sind, und von dem italienischen Gänsespiel herkommen, das zur Zeit des Kardinals Mazarin in Frankreich eingeführt wurde. Man behauptet, daß es sehr alt ist, daher man auch auf den zu diesem Spiel gehörigen Gemälden die Worte las: Erneuret von den Griechen. Der neuere Name kommt daher, weil man ehemals

mals Pickenic hielt, wo die gebratne Gans, vorzüglich unter den Gerichten paradirte; ein jeder trug dazu bei, nur der Gewinner durfte frei mitessen. Die Neigung zum Gänsespiel veranlaßte, daß man im vorigen Jahrhunderte den Einfall bekam, Kinder und junge Leute unter der Form dieses Spiels angenehm zu unterrichten. Man erfand daher Bilderspiele für die Chronologie und Geographie, ferner eins zur Kenntniß der französischen Städte, das sehr unterhaltend war. In einigen Städten mußten die Spieler bezalen, in andern sich verweilen, wozu man scherzhafte Gründe angab. Ein Spiel führte den Titel: Die Königinnen von Frankreich, und die berühmten Frauen aller Länder. Die Wappenkunst, ja sogar die Tactick und Befestigungskunst wurden in Spiele gebracht. Die Andächtigen thaten ein gleiches mit der Legende und Kirchengeschichte. Die Jansenisten erfanden ein Gänsespiel wider die Jesuiten, und die Stutzer verliebte Spiele mit den Titeln: Le Feu de Cupidon und *la Chance* des Amoureux. Alle diese Spiele hatten Gemälde, davon verschiedene sehr schön in Kupfer gestochen sind, und sich in verschiedenen Kabinettern befinden. Seit einiger Zeit hat man auch ein

ein Spiel dieser Art über die Frisuren erfunden.

Von allen Spielen aber haben die Kartenspiele den größten Rang. Unter der Regierung Karl VI. gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts wurden die Karten in Frankreich erfunden. Man hat ehemals viel über die Absicht der Erfinder geschrieben, sowohl in Ansehung der Figuren als der Farben. Dem sei nun wie ihm wolle, genung, die Karten wurden zum Zeitvertreib eines kränklichen Königs erfunden, daher man vermuthen kann, daß die ersten Spiele nicht schwer waren. Indessen glaubt man, daß sich unter diesen ersten das Piquet befand, das aber damals viel einfacher als heut zu Tage war; es wurde anfangs mit 36 Karten gespielt. Man hat seitdem noch viele Regeln dazu gefügt, wodurch es eins der unterhaltendsten Spiele geworden ist.

Die Karten kamen sehr geschwind von Frankreich nach Spanien und Italien, wo sie ausserordentlich reussirten. Die Reisenden des 16ten Jahrhunderts berichten, daß man damals nicht ein Dorf in Spanien antraf, wo nicht Karten verkauft wurden. Die Spanier nennen sie

 Naibes;

Naibes; sie sind auch eben so wohl als die italienischen von den französischen ein wenig unterschieden, theils in den Figuren, theils auch, weil sie auf den Rücken rautenförmig sind. Bald nachdem die Spanier die Karten kennen gelernt hatten, erfanden sie ihr Nationalspiel, das gleich darauf in Frankreich eingeführt wurde. Dies war das L'Hombre, worinnen alle Kunstwörter spanisch sind, so wie die vom Piquet als Pic, Repic und Capot zur altfranzösischen Sprache gehören. Man glaubt, daß es Franz I. aus Spanien mit nach Frankreich brachte, wo es denn nachher die auf dem französischen Thron erhobenen Prinzessinnen noch mehr in Mode brachten. Aus dem L'Hombre sind die Quadrille, der Mediateur, die Quintille und Tritille entstanden. Auch das Imperiale ist spanischen Ursprungs, und erhielt seinen Namen von Karl V. der es sehr liebte. Ehemals war es stark Mode, jetzt ist es aber ganz vergessen.

Das Reversie findet noch immer sehr viele Liebhaber, die Spanier nennen es Ganna pierde. Der Quinola, die vornehmste Figur im Spiel, ist, wie man sagt, das aus dem Celtischen genommene Wort Kinnol, das einen Aufwärter der Damen bedeutet. Die

Die Primiera ist ein italienisches Spiel, das auch noch in diesem Lande gespielt wird. Zur Zeit Heinrich IV. war es in Frankreich stark Mode, jetzt aber ist es nur wenigen bekannt. Das Hoc ist ein catalonisches Spiel. Unter Ludwig XIV. war es in 2 Gatrungen abgetheilt. Das Hoc de Lion und das Hoc Mazarin. Die Tarokkarten dienen zu vielen Spielen, die man in Spanien, Italien und Deutschland spielt. Sie wurden zu Rom zu einem Spiel erfunden, das Minchiate genannt wird, und noch jezt daselbst den ersten Rang unter den andern Spielen behauptet.

Das Cometspiel ist nicht alt, sondern wurde gegen das Ende der Regierung Ludwig XIV. erfunden, und führte damals den Namen Manille. Dies war das erste Kartenspiel, das man Ludwig XV. als er noch ein Kind war, lernte, weil es sehr leicht ist. Es sind 25 Jahr ohngefähr, daß das englische Spiel Whist in Frankreich bekannt ist. Die den Franzosen eigene Lebhaftigkeit verhindert sie die Aufmerksamkeit darauf zu wenden, die dieses Spiel erfodert. Trisette ist das lezte der grossen Kommerzspiele, die man in Frankreich naturalisirt

hat. Es kömmt aus Neapel und fängt an dem Whist Schaden zu thun, da es leichter zu spielen ist, auch weniger Aufmerksamkeit erfordert.

Außer diesen erwähnten großen Spielen giebt es noch eine Menge kleiner Kommerzspiele, deren Vergehen und Entstehen so abwechselnd, wie unsre Moden sind. Unter den Vergessenen wollen wir nur das Here nennen, dessen Alter bis zur Erfindung des Kartenspiels hinauf geht. Die noch im Gebrauch seyenden Spiele sind, die beyden Triumpfe, davon das lezte das von Auvergne ist. Die beyden Bruscambilles, davon das zweyte das Mariagespiel ist, ferner La Betela, la Mouche, la Culbas oder Papillon, la Ferme, dasjenige unter dem sonderbaren Titel: Ma Commere accommodés moi, le Commerce, la Lotterie, la Tontine; auf dem Lande spielt man L'as qui court, Schnif Schnaf Schnorum, le Nain Jaune u. s. w.

An der Spitze der Hazardspiele befand sich sonst noch das Berlan, welches in der Celtischen Sprache Zufall bedeutet. Es kam dadurch in Ansehen, daß es Ludwig XIV. spielte.

Das

Das Lansquenet war vorher an den Höfen Heinrich IV. und Ludwig XIII. das beliebteste Spiel. Es erhielt den Namen von der deutschen Infanterie, die in französischen Diensten stand, und Landsknechte hiessen. Das Pharao ist eine Modification vom Basset, diesem berühmten Hazardspiel, das vor 200 Jahren aus Italien nach Frankreich kam. Alle diese Spiele sind wenig von einander unterschieden. Das Trente et quarante, quinze Vingt un, Trente un Macao, sind Spiele von neuerer Erfindung.

Es giebt noch andere Spiele, wo einer spielt, und wo andere auf seine Geschicklichkeit, und umgekehrt, Wetten anstellen. Unter diesen stehet das Bilboquet oben an, wo auch oft der Spielende mit einigen Gegnern Wetten anstellt; oberwähntes Spiel war im vorigen Jahrhundert sehr im Schwange, und die jungen Leute trugen auch beständig die dazu gehörigen Instrumente von Elfenbein mit sich. Ein anderes Spiel, das weniger Aufsehen machte, ist der Solitaire, dessen Gegenstand ist eine gewisse Anzahl elfenbeinerner Figuren auf einen kleinen mit vielen Löchern versehenen Tisch mit Methode zu placiren. Das Parquetspiel beste-

 het

het darinn, daß man kleine gleich geschnittene Hölzer von verschiedenen Farben dergestalt ordnet, daß sie ein schönes Parquet formiren. Das vierte dieser Spiele heißt Onchets, dies sind kleine elfenbeinerne Stäbe, deren Enden mit Figuren geziert sind; man wirft sie auf einen Tisch, daß sie alle untereinander liegen, man zeigt dann dadurch seine Geschicklichkeit, daß man einen dieser Stäbe nach dem andern mit einem kleinen Haacken aufhebt, ohne daß man die andern berühren darf.

Man hat noch viererley Gesellschaftsspiele, deren Gegenstand Leibesübungen sind, und die vorzüglich auf dem Lande gespielt werden. Da diese auch längst in Deutschland bekannt sind, so werden wir nur die Namen derselben hersetzen; das erste ist Colin maillard, (oder blinde Kuh genannt) welches auf zweierlei Art gespielt wird, nämlich stehend und sitzend; die sitzende Art ist, daß der Blinde lange im Kreise herumgeführt wird, und endlich sich mit dem Kopf auf den Schooß einer Person legte, deren Namen er errathen muß; wo er dieses nicht kann, wird er immer weiter geführt, bis er es trift. Die stehende ist zu bekannt, als daß wir hier noch etwas davon melden sollten.

Die

Die warme Hand (la Main chaude) ist eine Nachahmung von Colin Maillard, das besonders unter dem gemeinen Volk sehr im Gange ist. Der sogenannte Blinde wird so lange auf die Hand geschlagen, bis er es errathen hat, wer ihn geschlagen hat. Das Frauenzimmer, um sich besser zu verbergen, schlägt am stärksten zu, indessen hat der Leidende den Vortheil, daß sein Kopf auf dem Schooß einer seiner Verfolgerin, währenden Spiel ruht.

Der witzigen Gesellschaftsspiele sind bei weitem nicht so viel, als der andern Arten von Uebungs- Kommerz- und Hazardspielen. Das gemeinste darunter ist das Corbillon, das beständig von Kindern, dem gemeinen Volk und den Bauern gespielt wird; hierzu gehört blos auf On zu reimen, welches den häufigsten Reim in dem französischen Wörterbuch giebt; endlich aber wird er auch erschöpft, wo denn am Ende sehr lächerliche Sachen herauskommen. In einem andern Spiel wird zwar kein Reim verlangt, allein auf gegebene willkührliche Fragen muß die Antwort nur ein Wort erhalten, und dieses Wort mit einem gewissen Buchstaben anfangen. Z. B. der erste beantwortet seine

Frage mit einem A, der zweite mit einem B, u. s. w. hierbey sind aber alle unbekannte Worte sowohl, als auch solche verboten, die ein anderer schon gebraucht hat.

Das Spiel, der Propos interrompus, oder auch Coq-a-l'ane genannt, wird auf dem Lande gespielt, und ist sehr unterhaltend. Die ganze Gesellschaft sitzt in einem Zirkel, wobey jeder seinem Nachbar rechter Hand auf eine an ihm gethane Frage antwortet, und sogleich seinem Nachbar linker Hand eine andere vorlegt. Da diese Fragen verschieden sind, so müssen auch die Antworten wahrer Unsinn seyn, denn man giebt die von der linken Seite enthaltene Antwort, auf die von der rechten Seite geschehene Frage, welches vielen Scherz verursacht und ungemein belustigend ist.

Die witzigsten und angenehmsten aber aller dieser Spiele sind die unterbrochenen Historien, wobey man aber Sorge tragen muß, daß derjenige, den die Reihe zu erzählen zuletzt trift, ein witziger Kopf ist, damit die erzählte Historie auf eine angenehme Art aufgelöst und beendigt werde. Der erste, der eine solche Erzäh-

zählung anfängt, muß die Lage des Helden oder der Heldin seines Romans klar und deutlich bestimmen, und sich hernach in selbst beliebige Umstände verwickeln, woraus sodann die Fortsetzer der Erzählung sie nach Gefallen ziehen, oder auch das Ganze noch mehr verwirren können, bis endlich der letzte den Knoten auflöst. Wenn dieses kleine Spiel mit Leuten, die etwas Kopf haben, besetzt ist, so ist es ungemein ergötzend, und wird so lange den Vorzug unter den witzigen Spielen behaupten, bis man ein besseres erfinden wird.

Wir sind mit Vorsatz bei diesen Gesellschaftsspielen etwas umständlich gewesen, da solche unschuldige Ergötzungen in Deutschland noch wenig bekannt sind, und sie unendlich mehr die Geselligkeit befördern, als die Geisttödenden Kartenspiele.

Hieher gehört noch ein Spiel, das die Verfasser dieser französischen Sittengeschichte nicht scheinen gekannt zu haben, da es deutschen Ursprungs ist. Freilich würde es auch sehr unschicklich seyn, deutschen Witz in Frankreich nachzuahmen. Dieses Spiel, das unter dem

Namen des jetzigen Kartenspiels bekannt ist, wurde vor 8 Jahren in Spaa erfunden, und hat eine Aehnlichkeit mit den unterbrochenen Historien. Der Hauptunterschied besteht darinnen, daß man hier weisse Karten bekömmt, worauf sehr unzusammenhängende Worte gedruckt sind, aus welchen man eine Erzählung zusammen setzen muß. Eine nähere Beschreibung davon ist wider den Plan dieser Fragmente.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck-

Druckfehler.

Seite 12	Zeile 14	anstatt Göthen lies Gothen.
— 13	— 18	anstatt Pilnu lies Pilau.
— 34	— 7	sollte nach dem Wort Saal gesetzt seyn tanzen.
— 51	— 22	anst. Burgund l. Bourbon.
— 57	— 22	anst. Choullut l. Choullot.
— 75	— 16	anstatt wird lies wurde.
— 82	— 17	anstatt Galos lies Gold.
— 87	— 20	anstatt Sally lies Sully.
— 89	— 6	anstatt Kögelförmig lies Kugelförmig.
— 96	— 1	sollte nach dem Worte gespart wurde hinzugesetzt seyn.
— 122	— 9	statt Kirchenverlammlung lies Kirchenversammlung.
— 124	— 1	statt Provincialdichter lies Provencaldichter.
— 124	— 6	anstatt Cais lies Lais.
— 142	— 26	anstatt Biese lies Diese.

Renate Kieseritzky

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Skizzen einer Geschichte von Sitten und Gebräuchen der Franzosen von den ä
ltesten, bis zu den neuesten Zeiten

Leipzig 1790

Gall.g. 835
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10419242-8
VD18 14189925